

Ferdinande von Brackel (1835–1905) ist heute fast vergessen. Im 19. Jahrhundert war sie eine gefeierte katholische Schriftstellerin, deren Romane und Novelle viel gelesen wurden.

Und das lohnt noch heute: Mit großer Sprachgewandheit und lebendiger Dialogkunst entfaltet Brackel vor uns ein realistisches Gesellschaftsportrait und eine Charakterstudie zugleich, in der die kleinstädtisch-ländliche Adelswelt Westfalens im 19. Jahrhundert Farbe und Kontur gewinnt. Die Liebesgeschichte Anna von Kilmenaus und Alfred von Rottecks datiert aus einer Zeit, in der Arbeits- und Familienstrukturen im Umbruch sind und traditionelle Geschlechterrollen in Frage gestellt werden. Das zeigt sich auch in der Literatur: In Romanen und Novellen suchen Frauen ihren eigenen Weg zwischen gesellschaftlichen Konventionen und individueller Entfaltung. Selten sind diese literarischen Weiblichkeitsentwürfe revolutionär. Auch die hier neu edierte Novelle, erstmals im Jahr 1877 erschienen, ist ein Dokument der kleinen Schritte, mit denen sich die emanzipatorischen Veränderungen vollziehen. Wie »anders« darf eine Frau sein? Brackel erzählt die Geschichte der jungen, selbstbewussten und freiheitlich denkenden Anna, die »nicht wie alle Andern« ist und es aufgrund schmerzhaft erlebter Ablehnung dennoch unbedingt sein möchte. Wir erhalten Einblick in die kleinen (Fort- und Rück-)Schritte weiblicher Emanzipation im 19. Jahrhundert.



ISBN 978-3-86525-705-5

EW
27

Nicht wie alle Andern

Ferdinande von Brackel



Ferdinande von Brackel Nicht wie alle Andern



Mit einem Nachwort
herausgegeben von
Nikola Roßbach

Edition Wehrhahn 27
Wehrhahn Verlag

Edition Wehrhahn

27





Ferdinande von Brackel

Nicht wie alle Andern

Novelle

Mit einem Nachwort
herausgegeben von
Nikola Roßbach

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2019
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz: Wehrhahn Verlag
Umschlagabbildung und Frontispiz:
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-86525-xxx-6

Je stärker und sicherer zwei Wesen, jedes in sich gewurzelt, je einiger mit sich und ihrem Geschick sie sind, desto sicherer ist ihre Vereinigung, desto dauernder, desto genügender für Jeden.

Wilh. Humboldt.

I.

Es war Abend. In einem schloßartig mächtigen Stadthause ein wohnliches Gemach bei Lampenschein. Das Summen eines Thee-Kessels, das Knistern eines Kaminfeuers und das Geplauder zweier Damen mischte sich leise und traulich. Eigentlich plauderte nur die eine der Damen, eine kleine, hagere Persönlichkeit mit spitzer Nase, unruhigen Augen und unruhiger Zunge, deren Geschäftigkeit sie nicht hinderte, eben so geschäftig an einer Häkelarbeit zu sein. Die Andere, unverkennbar die Hausfrau, lehnte meist schweigend im Sopha, oder beschäftigte sich mit der Zubereitung des Thee's, wobei ein Paar auffallend schöner Hände vorthellhaft zur Geltung kamen. Wenn schon im Matronen-Alter, war sie dennoch eine anziehende Erscheinung. Feine Züge, weiche Formen, ein liebenswürdiger Ausdruck und die ruhige Grazie ihrer Bewegungen ließen ihr diejenige Schönheit, der die Zeit wenig anhaben kann.

Hier und da, wenn das Geplauder ihrer Gefährtin allzu eifrig wurde, zog ein leises Lächeln über ihre Lippen; gerieth der Redefluß jedoch ein Mal in's Stocken, so wußte sie durch

eine geschickt hingeworfene Frage ihn stets wieder in Gang zu bringen.

»Und nun, liebes Fräulein Ellinor,« sagte sie endlich, »muß ich für Ihren guten Bericht Sie mit einer Tasse Thee belohnen. Lassen Sie Ihre fleißigen Finger etwas ruhen und erquicken Sie sich. Ich werde mich trotz meiner langen Abwesenheit gar nicht fremd in der Gesellschaft fühlen, so vollkommen haben Sie mich wieder *au fait* gesetzt,« fügte sie mit einem freundlichen Blick hinzu.

Die kleine Dame sah sehr geschmeichelt aus, schob hastig ihre Arbeit zur Seite und griff eben so hastig zur Tasse, benetzte aber kaum ihre Lippen, als fürchte sie, zu viel Zeit zu verlieren. »Ihre lange Abwesenheit, liebe Gräfin, gab wirklich viel zu reden,« sagte sie mit einiger Wichtigkeit. »Fast zehn Jahre sind es, daß Sie unsere Gesellschaft mieden. Man konnte nicht begreifen, was Sie zu solcher Zurückgezogenheit veranlaßte.«

»Was fand man denn über eine so einfache Sache zu sagen?« fragte die Gräfin lächelnd.

»Zu sagen – zu sagen!« rief das Fräulein eifrig. »Nun, man beklagte es, man vermißte unsere schöne, liebenswürdige Gräfin, die doch zu jung, zu lebensfrisch war, um sich so in die Einsamkeit einzuspinnen. Die Verhältnisse konnten ja bei dem wahrhaft colossalen Rotteck'schen Vermögen kein Grund dazu sein, besonders wenn man hörte, wie Graf Alfred in der großen Welt seine Jugend genoß.« Fräulein Ellinor hatte ein eigenes Talent, durch eine Verneinung eine Frage zu stellen.

Ueber der Gräfin Züge zog ein etwas mißvergnügter Ausdruck. »Also die naheliegendste Erklärung errieth man wirklich nicht?« sagte sie fast spöttisch. »Und doch, was war natürlicher, als daß ich nach dem Tode meines Gatten die Studienjahre meines Sohnes in der Stadt verbrachte. Mancherlei Geschäfte wegen blieb ich hier bis zu seiner Volljährigkeit; dann zog ich

auf das Gut, um ihm dort die Heimath möglichst heimisch und angenehm zu machen.«

»Aber Graf Alfred, nicht wahr, war stets viel auf Reisen?« inquirirte das Fräulein in seiner anscheinend harmlosen Weise weiter. »Man hörte stets, daß er in der Ferne sei, bald in dieser, bald in jener Residenz weile. Die jungen Herren unserer Zeit sind so unruhig. Da mußte es Ihnen gewiß oft recht einsam werden.« Fräulein Ellinor zählte plötzlich emsig die Maschen ihrer Häkelei.

»Ja, mein Sohn ist eine lebhaftige Natur, die gern ihren eigenen Weg geht,« sagte die Gräfin. »Warum hätte ich ihm die Freude nicht gönnen sollen, in der Welt herumzuschweifen, so lange daheim nichts ihn band? Meine Freude war es, ihm seine Heimat so zu erhalten, daß sie ihn freundlich empfing, wenn er heimkehrte; und was mich betraf, genügte mir unsere ländliche Geselligkeit vollkommen. Wenn man älter und ernster wird, verliert sich ja doch die Freude an den weltlichen Vergnügungen; nicht wahr, liebes Fräulein?«

Die Gräfin konnte auch ihre kleinen *coups de patte* geben. Das Fräulein zählte wohl noch einige Jahre mehr als sie und hatte noch nie gezeigt, daß die Zeit in der Hinsicht auf sie gewirkt. Sie bestätigte daher auch nur durch ein stummes Nicken den gefährlichen Satz, nahm dafür aber den Faden der Unterhaltung um so tapferer wieder auf.

»Die letzten Winter seiner Abwesenheit brachte Graf Alfred ja stets in der französischen Hauptstadt zu? Das Leben dort hatte wohl großen Reiz für ihn, daß es ihn so fesselte.« Man mußte dem Fräulein lassen: sie verstand es prächtig, auf den Busch zu klopfen.

»Nicht die, sondern nur den letzten Winter war er dort,« berichtigte Gräfin Rotteck. »Auch blieb er nicht lange, sondern nur eine kurze Zeit; leider mußte ich ihn bald zurückrufen.«

»Also, es war doch wahr, – Sie riefen ihn wirklich zurück?« fragte das Fräulein eifrigst, und ein lauernder Blick schoß über die Tasse fort, die sie eben zum Munde führte. Diese Nachricht betraf nämlich ein Gerücht, welches seiner Zeit viel zu reden gegeben. »Nun, da war es ihm gewiß recht schwer, sich von dort loszureißen,« sagte sie mit einiger Emphase.

»Mein Sohn hat schon so manchen Winter in den verschiedensten Residenzen zugebracht, daß ihn das nicht viel gekümmert hat. Aber ich bedauerte es dennoch, weil er gerade einen angenehmen Cirkel sich gebildet hatte, wo sein vielseitiges Interesse so viel Nahrung fand.«

»Sie bedauerten es also?« wiederholte das Fräulein gedehnt. »Und er kehrt nun dieses Jahr nicht in die Weltstadt zurück, – will mit unserer kleinen Provinzialstadt vorlieb nehmen? Man wollte es kaum glauben, als man es hörte.«

»Warum war man denn wieder ungläubig darin?« gab die Gräfin zurück, das Wörtchen »man« betonend, dessen ausgiebiger Gebrauch bei dem Fräulein sie sehr zu amüsiren schien. »Keine Weltstadt könnte ihm doch den Kreis von Bekannten und Verwandten ersetzen, den seine Heimath ihm bietet. Ich hoffe überhaupt, er fängt bald an, etwas seßhafter zu werden,« schloß sie mit einem kleinen Seufzer.

Des Fräuleins Augen blitzten; die letzte Andeutung eröffnete ihr ein Feld, wohin sie längst zu kommen gewünscht, das aber mit großer Vorsicht behandelt werden mußte. »Ja, ja,« meinte sie, anscheinend gleichgültig in ihrer Tasse rührend, »Graf Alfred muß freilich bald in dem Alter sein, wo er daran denken könnte, sich eine Häuslichkeit zu gründen.«

»Er ist schon längst darin, hätte längst daran denken sollen. Aber spricht ›man‹ nicht auch davon?« setzte die Gräfin fein lächelnd hinzu.

»Und ob man davon spricht!« rief das Fräulein. »Seitdem Graf Alfred dem Kittel entwachsen, hat man Pläne für ihn gemacht. Man war in steter Besorgniß, er möchte sich eine Gattin aus der Ferne mitbringen. Alljährlich tauchte ein neues Gerücht auf; bald sollte es eine Wiener Comtesse, bald eine russische Princeß sein.«

»Und hatte man nicht im letzten Winter seine Verlobung mit einer Französin für ganz bestimmt angezeigt? Sollte ich ihn nicht um dessentwillen heimgesucht haben?« sagte die Gräfin, anscheinend nur mit dem Muster ihres Spitzen-Taschentuches beschäftigt. »Man war wohl bloß noch ungewiß, ob ich eine tyrannische oder eine schwer gekränkte Mutter sei, da man den Namen der Dame nicht nannte und allerlei mystische Vermuthungen daran knüpfte.«

Ihr Gegenüber machte ein etwas verlegenes Gesicht. »Nun, in der Welt will man eben immer sprechen,« sagte sie in ein wenig piquirtem Tone.

»Ja, und will noch lieber etwas erzählen,« gab die Gräfin dies Mal ziemlich scharf zurück. »Wenn es eben der unbestimmte Begriff ›man‹ ist, von dem solche Gerede ausgehen, so muß man es hinnehmen. Wenn aber alte Bekannte, solche, die sich mit der Familie befreundet nennen, bloß um des Vergnügens der Unterhaltung willen, bloß um mit einer Neuigkeit glänzen zu können, solche Geschichten in die Welt setzen und herumtragen – so finde ich das mehr wie unverzeihlich.«

Des Fräuleins Augen blieben bei dieser Rede unverwandt auf ihre Arbeit gerichtet. Die Häkelnadel flog mit fast nervöser Hast aus und ein, und die schmalen Lippen preßten sich so fest auf einander, daß die Nase spitzer und länger dadurch schien. Vielleicht stiegen all' die Abende und Visitenstunden, die sie mit jener staunenerregenden Geschichte ausgefüllt, in ihrer Erinnerung unheimlich auf.

Die Gräfin aber, die ihre Strafe angebracht, ließ ihr nicht viel Zeit, ihre Gefühle sich klar zu machen. Als habe das Gesagte gar keine persönlichen Beziehungen gehabt, nahm sie das Gespräch in der frühern Weise wieder auf. »Wie beurtheilte man denn hier diese exotischen Verlobungen, die ja alle Länder und Stände durchgemacht zu haben scheinen?« frug sie; ihre Absicht, aus der Redefertigkeit ihres Gastes einigen Nutzen zu ziehen, um sich mit den Meinungen der Gesellschaft wieder vertraut zu machen, war nicht zu verkennen.

Das Fräulein schwankte einen Augenblick zwischen dem Gefühl des Verletztseins und der Lust, gerade dieses Gespräch fortzusetzen. Sie fand aber doch, daß es gut sein würde, den gebotenen Uebergang zu benutzen; denn mit noch nicht ganz beruhigtem Tone antwortete sie: »Nun, wie man hier zu Lande alles beurtheilt, was nicht in das gewohnte Geleise paßt. Sie kennen ja die Einseitigkeit der guten Leute hier. Jeder Gedanke an etwas Fremdes wird schon mit Vorurtheil aufgenommen.«

Fräulein Ellinor vergaß wohl bei dieser schnöden Abfertigung heimischer Anschauungen, daß sie selbst am lautesten gegen die fremdländischen Heirathen geeifert hatte; wenn dieselbe aber berechnet gewesen war, der Gräfin Gunst in etwa wieder zu gewinnen, hatte sie geirrt.

»Nun,« meinte diese, »in diesem Punkte theile ich die Vorurtheile meiner Landsleute. Ein ganz fremdes Element in die Familie einzubürgern, thut selten gut; eine ausländische Schwiegertochter wäre mir das wenigst Wünschenswerthe gewesen. Wenn ich darin überhaupt zu wünschen hätte, würde eine der Töchter des Landes mir das liebste sein. Nur fürchte ich, Alfred liebt seine Unabhängigkeit allzu sehr, um irgend eine Wahl zu treffen. Wer sind jetzt hier in unserm Kreise die Koryphäen der jungen Damenwelt? Sie sind mir alle aus der Kunde gewachsen.« Sie lehnte sich bei diesen Worten er-

wartungsvoll zurück, als sei sie zur Empfangnahme aller Aufschlüsse bereit.

Das kleine Fräulein horchte staunend hoch auf; selbst eine weniger lebhaftere Phantasie als die ihrige hätte sich aus dieser Frage einen ganzen Roman heraufbeschwören können, worin sie als der hülfreiche *Deus ex machina* die Hauptrolle zu übernehmen habe. Die Gräfin zog sie also entschieden zu Rath bei der Wahl ihres Sohnes. Welch' unerhörte Wichtigkeit für ihre Stellung in der Gesellschaft, in den Familien! Fräulein Ellinor fühlte sich ordentlich gehoben; die Reihe der jungen Damen zog im Fluge an ihrem geistigen Auge vorüber. Wehe Derjenigen oder denjenigen Eltern, die Fräulein Ellinor's kleine Gestalt ein Mal übersehen, oder ihr empfindliches Gemüth ein Mal verletzt hatten! Sie wurden ohne Gnade von der Liste gestrichen.

Jetzt aber legte sie auch ihre Arbeit in den Schooß und schlürfte ihren Thee bis zur Neige aus, um nicht von so materiellen Sachen bei so wichtiger Angelegenheit gestört zu sein. Ihr Schlachtplan war gemacht, und es hätte der weitem Frage der Gräfin nicht bedurft, um ihr die Richtung anzuzeigen, in die sie einzulenken hatte.

»Die Comtessen Reusch sind wohl alle verheirathet bis auf die jüngste, die noch nicht erwachsen sein kann,« sagte nämlich die Gräfin im gleichgültigsten Tone, indem sie aufstand und die Klingel rührte. »Alfred scheint nicht mehr zu kommen, und ich kann den Thee abräumen lassen,« setzte sie hinzu, als habe ihre Frage keine Antwort nöthig.

Fräulein Ellinor aber wußte besser, was nöthig war. »Noch nicht erwachsen, die jüngste Reusch!« rief sie, als habe sie nur das gehört, und wandte sich so hastig dabei zu der Gräfin hin, daß ihre Spitzenhaube in bedenkliches Schwanken gerieth. »Hedwig noch nicht erwachsen! Ich wollte sie Ihnen eben

nennen, Beste, als die Rosenknospe unserer Gesellschaft, die Schönheit der Saison.«

»Solch ein Backfischchen!« sagte die Gräfin lächelnd, aber augenscheinlich sehr gewillt, mehr zu hören.

»Backfischchen? Ich bitte Sie! Sie trat schon im vorigen Frühjahr auf den Rennbällen auf, und entzückte, begeisterte Alle.«

»Ist sie so hübsch wie ihre ältere Schwester?« frug die Gräfin wieder sehr gelassen.

»Gar nicht zu vergleichen. Comtesse Therese war ihrer Zeit recht nett, – aber die Hedwig! Diese Eigenthümlichkeit, diese Seltenheit der Haarfarbe, der Augen! Künstler, die sie sahen, waren hingerissen von ihr – und dabei dieses originelle Wesen! Sehen Sie, liebe Gräfin,« fuhr sie in vertraulichem Tone fort, »das wäre so etwas für Graf Alfred. Ein so genialer Herr, wie er ist, für den ist etwas Alltägliches nicht. Immer habe ich es doch gesagt, Comtesse Hedwig wäre so recht eine Frau für ihn: gute alte Familie, angenehme Beziehungen, die beiden ältesten Töchter so vortrefflich alliiert – auf Vermögen braucht Graf Alfred ja nicht zu sehen.«

»Nun, nun,« unterbrach die Gräfin den überfließenden Redestrom, aber durchaus nicht in abwehrender Weise; »da wird auch nicht bloß von einer Seite zu wünschen sein. Eine so schöne junge Dame wird auch ihre Anbeter haben und Ansprüche machen, und die Eltern ebenfalls.«

»Ansprüche!« rief Fräulein Ellinor entrüstet, und die Spitzenhaube folgte wieder der hastigen Bewegung. »Ansprüche! Ich bitte Sie, was für andere Ansprüche könnte sie denn machen, die kleine Comtesse Reusch? Ein Mann – schön, liebenswürdig, guter Name, reich – – Gräfin, die beste Partie des Landes.«

»Danke sehr, für solch' gute Nachrede, meine Gnädigste,« rief in dem Augenblicke eine muntere Stimme hinter dem

Rücken des Fräuleins. »Das Sprüchwort ›Horcher an der Wand‹ scheint sich auf Portièren nicht zu beziehen. Nie hörte ich so viel Gutes über mich!«

Mit diesen Worten trat ein Herr durch die Portièrè ein. Das kleine Fräulein aber, erschreckt von der plötzlichen Anrede, hatte sich schon wieder mit der ihr eigenen Beweglichkeit umgewandt – aber dies Mal folgte die endlich überangestrengte Spitzenhaube nicht, sondern sank langsam und graciös hinten herab. Während ihre Inhaberin verwirrt danach griff, entglitt auch die Arbeit ihrem Schooß, und das Knäuel lief in schlangenartigen Windungen vor die Füße des Eingetretenen, den das Fräulein entsetzt anstarrte.

»Ich sehe, Sie haben mich vergessen, trotz der guten Meinung, die Sie über mich äußerten,« sagte dieser, »und ich muß mich Ihnen von neuem vorstellen. Alfred Rotteck, schön, liebenswürdig, reich, die beste Partie des Landes, welchen Sie, wie es scheint, gleich in die gefährlichsten Verwickelungen bringen wollen,« setzte er lachend hinzu, indem er das Knäuel aufhob und mit komischem Pathos dessen Faden aufwickelte. »Guten Abend, Mama!« rief er dann dieser zu. »Du siehst, ich kann dir nur von fern einen Gruß bieten, da ich mich erst den Netzen entziehen muß, in welche Fräulein Ellinor gleich bei meinem Eintritt mich fangen will – Netze der Schmeichelei wie des wirklichen Vogelstellers Fräulein Ellinor, Sie sind gefährlich wie immer.«

»Ich sehe, daß trotz zehnjähriger Abwesenheit ihr Beide euch nicht geändert habt,« sagte die Gräfin lachend, »da ihr sofort die alten Scharmützel wieder beginnt.«

»Wenn wir die hätten entbehren sollen, wäre es auch schade gewesen – nicht wahr, meine Gnädigste?« meinte Rotteck zu dem Fräulein gewandt. »Wie heißt hier zu Land doch das alte Wort? ›Ganz up de olle Hacke‹ – nicht wahr, Fräulein Ellinor?«

Das Fräulein schmolte noch über den gehabt Schrecken. »Sie sind der alten Hacke lange genug untreu gewesen bei Ihrem herumfahrenden Leben,« gab sie ziemlich derb zurück. »Wer so ein Gesellschaftsmann und Residenzler geworden, der braucht mit dem alten landläufigen Sprüchwort nicht zu coquettiren.«

»Echt Fräulein Ellinor!« rief Graf Rotteck wieder. »Ich sehe, Ihre Schmeichelei war nur ein vorübergehender Moment, nicht für meine Ohren berechnet.«

»Geschadet wird's Ihnen nicht haben. Im Grunde denken Sie doch zehn Mal mehr Gutes von sich, als Andere jemals von Ihnen reden können,« erwiderte sie schlagfertig.

»Das könnte schon sein,« meinte Graf Rotteck kaltblütig. »Das Beste in sich kennt Jeder doch selbst; wenn es auch das nicht ist, was Andere an ihm rühmen. ... Aber lassen Sie uns Frieden machen, Fräulein Ellinor. Sehen Sie, wie reizend ich Ihnen Ihr Knäuel wieder hergestellt habe. Verrathen Sie mir dafür, für wen Sie mich mit edeler Uneigennützigkeit einfangen wollten. Ich lasse mich vielleicht gern fangen,« setzte er lachend hinzu, indem er sich in einen Sessel warf, den er dicht an die Seite des Fräuleins rückte.

Besonders von dem letzten Satze befriedigt, lächelte sie ihm dafür freundlich und friedlich zu.

»Willst du eine Tasse Thee, mein Sohn?« frug die Gräfin. »Ich erwartete dich nicht mehr, da es so spät geworden. Kommst du erst jetzt zur Stadt?«

»Nein, ich war schon länger hier; ich stieg bei Steilings ab. In der alten bekannten Wirthschaft trifft man nach wie vor seine Freunde und Bekannten am sichersten. Es ist wohlthuend, wie conservativ alles hier zu Lande ist, und wie man sich darauf verlassen kann, Menschen und Dinge genau so wieder zu finden, wie vor Jahren. Uebrigens bemerke ich, daß ich mich sehr wenig auf mich selbst verlassen kann,« fuhr er

fort, in plötzlichem Entsinnen in die Tasche greifend. »Hier sind deine Briefe, Mama, die noch auf dem Gut eingelaufen waren. Schon den ganzen Tag trug ich sie mit mir herum.« Er überreichte seiner Mutter ein kleines Packet Briefschaften. »Fräulein Ellinor,« wandte er sich dann wieder an diese, seinem frühern Gedankengang folgend, »in der ganzen Stadt fand ich auch gar nichts verändert, leider auch das Klima nicht. ... Diese schwarzkalten Nebel sind doch schrecklich, wenn man sich davon entwöhnt hat,« setzte er leise schauernd hinzu. Er erhob sich, um einige Scheite Holz dem Kamin zuzulegen, dessen Flamme bald hoch empor leckte. Sich wärmend, blieb er daran stehen. Die helle Gluth beleuchtete ihn vortheilhaft: eine schlanke, große Gestalt, die das Gepräge eines Weltmannes trug, ohne die Einfachheit des Land-Edelmannes eingebüßt zu haben; die Züge regelmäßig, Haare wie Augen licht. Letztere verriethen die Regsamkeit und den Geist, den Fräulein Ellinor ihm nachgerühmt. Ein etwas kühler Ausdruck, der über dem Ganzen lag, konnte auf den Gedanken bringen, er finde vielleicht etwas zu viel Genügen an sich selbst, er sei einer jener Männer, die nach des Wortes bester Deutung im eigenen Ich Befriedigung genug finden, um Niemand weiter zu ihrer Ergänzung zu bedürfen. Ein gewisser geistiger Egoismus, der bei reicher innerer Anlage und vollkommen befriedigender Lebensstellung wohl auch bei warmen Herzen zum Vorschein kommt.

Rotteck war einziges Kind. Der frühe Tod seines Vaters hatte ihn schon im Kindesalter zum Mittelpunkte der Familie gemacht, gegen den nichts anderes in Frage kam. Niemals wirkt dies ganz günstig; entweder führt es zu vollkommener Abhängigkeit, oder bei innerer Festigkeit zu vollkommener Unabhängigkeit, in welcher der Mensch sich ganz auf sich selbst stellt, aber sich auch stets unbestritten für die Hauptsache hält.

Trotzdem hatte das Gesicht einen sehr ansprechenden Ausdruck warmen Gefühls, wenn der junge Mann sich der Mutter zuwandte; wenn er lächelte, trat eine fast kindliche Güte und Offenheit zu Tage.

Das Lächeln ist mehr wie jeder andere Zug des männlichen Gesichtes ein Probestein des Charakters. Es verräth am meisten, wie es in seinem Innern beschaffen ist. Alles Dunkele spricht sich so leicht darin aus. Seltsamer Weise ist gerade das Gegentheil bei der Frau der Fall: die schlechteste und härteste kann noch lieblich, unschuldig oder gütig lächeln.

Graf Alfred lächelte eben wieder in seiner gewinnenden Weise, indem er auf das kleine Fräulein herabsah, dessen Tendenzen er allzu gut kannte. Er schien eine seiner Schelmereien, die stets ihren Zorn oder Widerspruchsgeist wachriefen, auf der Zunge zu haben, als ein unwilliger Ausruf der Mutter ihn unterbrach.

Die Gräfin hatte indeß ihre Briefe eröffnet und schien von dem Inhalt des einen durchaus nicht befriedigt. »Meine gute Schwester!« sagte sie mißgestimmt; »sie kommt nie zur Ruhe durch ihre Güte. Sie kann wirklich quälend sein. Kein Brief, der nicht irgend einen Wunsch enthält – natürlich stets für Andere – dies Mal für eine Familie Kilmenau aus ihrer Nachbarschaft, die sie mir empfiehlt. Sie sind zum Winter hier in die Stadt gezogen, und ich soll mich ihrer annehmen, sie in die Gesellschaft einführen und bekannt machen, – ich, die ich seit zehn Jahren nicht hier war! Diese Idee!«

»Der Auftrag ist nicht gefährlicher Natur,« sagte Graf Alfred. »Er erledigt sich durch Ignoriren unendlich leicht.«

»Aber gar nicht darauf einzugehen, ist mir auch unangenehm,« sagte die Gräfin. »Marianne hat es Frau von Kilmenau mitgetheilt, welche nun mit Sicherheit darauf rechnet. Meine Schwester behauptet, Rotteck wäre mit dem verstorbenen

Kilmenau eng befreundet gewesen. Ich habe einige Mal den Namen nennen gehört; aber das ist alles, was ich weiß. Bestes Fräulein Ellinor, wissen Sie Näheres darüber? Sie kennen ja alle Menschen.«

Das war kein umsonst geredetes Wort. Fräulein Ellinor hatte längst ihr spitzes Näschen hervorgereckt, in der Art, wie Kinder in der Schule, wenn sie nicht erwarten können, daß die Frage an sie gerichtet wird. Gewiß wußte sie alles. Kilmenau – das war eine gute, alte Familie; aber die Kilmenaus waren nie sehr begütert. Frau von Kilmenau, eine geborene X. – Fräulein Ellinor konnte den Stammbaum bis in's vierte Glied herzählen –, war seit einigen Jahren Wittwe. Das Gut lag ziemlich an der andern Seite der Provinz, daher weniger Verkehr mit der hiesigen Gegend. Von der frühern Freundschaft hatte Fräulein Ellinor natürlich gehört; es war vor Jahren gewesen, vor Graf Rotteck's Heirath. Aber sie konnte gar nicht begreifen, warum Frau von Kilmenau die Stadt jetzt aufsuche, und was sie veranlasse, ihre Tochter zum Carneval herzuführen.

»Vermuthlich, um der jungen Dame etwas Vergnügen zu bereiten,« meinte Graf Rotteck. »Ein ganz guter Grund.«

»Vergnügen zu bereiten?« Fräulein Ellinor sah irritiert aus. »Frau von Kilmenau könnte wahrlich an etwas Klügeres als an Vergnügen denken. Bei so kleinen Verhältnissen, so vielen Kindern geht man nicht in die Stadt zum Vergnügen.« Fräulein Ellinor wußte obendrein ganz genau, daß die Kilmenaus eben in einen schweren Prozeß verwickelt seien – und dann die Tochter in die Stadt führen!

»Vielleicht will sie ihr einen Mann verschaffen – ein noch besserer Grund, Fräulein Ellinor,« warf Rotteck wieder in den Redestrom des Fräuleins hinein.

Aber diese zuckte verächtlich die Achseln. »Wenn sie hübsch wäre, so hätte das noch Sinn. Aber ein unscheinbares kleines

Ding, echtes Landconfect, die freilich hier eine gute Figur auf den Bällen spielen wird. Ich habe sie vor ein paar Jahren ein Mal gesehen: blaß, unschön, still, nichts Angenehmes – ganz merkwürdig erzogen.«

»Und das verrathen Sie alles so rücksichtslos gleich der besten Partie des Landes!« sagte Rotteck im ernstesten Tone. »Sie sind schlimmer, als ich glaubte. Wie können Sie die Aussichten einer jungen Dame so vernichten?«

Das Fräulein sah verdutzt zu ihm auf, ungewiß, ob er das in Scherz oder Ernst meine, brach dann aber in ein gezwungenes Lachen aus. »Wenn die Aussichten unserer jungen Damen keine bessern als auf Sie sind, dann werden sie überhaupt wenig Aussichten haben! Uebrigens sind Sie schon viel zu eitel, um eine unschöne Frau zu nehmen.«

»Möglich,« gab Rotteck leicht erröthend zurück. »Uebrigens, meine Gnädigste, wie glauben Sie denn überhaupt, daß meine Frau aussehen müßte?«

»Wenn Sie überhaupt eine nehmen, verlieben Sie sich Hals über Kopf in irgend ein schönes Kind, mit dem Sie anfangen können, was Sie wollen.«

»Schöne Kinder haben zuweilen viel Willen,« meinte Alfred.

»Nun ja, ein wenig tyrannisiren wird sie Sie schon – etwas Pikantes muß dabei sein. Aber solche Herren, wie Sie, können nur ein Spielkind brauchen.«

»Alfred,« sagte die Mutter, in dem Augenblick den letzten ihrer Briefe ihm zuwerfend. »Eine Einladung Reuschens zum Balle auf nächsten Donnerstag. Sie ward noch auf das Gut geschickt? Ich war schon bei Reuschens. Hast du noch keinen Besuch dort gemacht?«

»Weißt du, Mama, wie oft mir heute schon diese Frage vorgelegt wurde? Alle unsere guten Freunde haben eine selten rüh-

rende Sorge in Bezug auf diesen Besuch entwickelt,« bemerkte der junge Graf ironisch.

»Ich frage einfach wegen dieser Einladung,« erwiderte die Mutter etwas empfindlich. »Unsere Häuser hatten stets viele Beziehungen, wenn ich sie auch in den letzten Jahren nicht aufrecht hielt, da Reuschens immer auf ihren andern Gütern lebten. Erst diesen Winter sind sie wieder hier in die Gegend gezogen; auch die Frage der Andern ist daher sehr erklärlich.«

»Mama, heuchele nicht,« lachte Rotteck. »Du bist eben so schlimm wie Fräulein Ellinor, die jetzt nur so eifrig häkelt, weil sie mir die Frage nicht gönnt, die ihr auf den Lippen brennt: nämlich ob ich Comtesse Hedwig schön gefunden oder nicht.«

»Es wird sehr gleichgültig sein, wie Sie Comtesse Hedwig finden; das Urtheil über sie steht doch fest,« erklärte Fräulein Ellinor derb, wie sie meist jungen Herren gegenüber war.

»Seien Sie doch nicht gleich so gereizt,« scharmüzelte Rotteck weiter. »Sie verrathen dadurch viel mehr, als Sie glauben. Aber mein Urtheil steht auch fest: Hedwig ist schön, – mehr wie bloß ein schönes Kind, Fräulein Ellinor. Sie ist eine Seltenheit, aus Contrasten zusammengesetzt, und doch ein unendlich harmonisches Ganze. Aber die Augenbrauen färbt sie sich, Fräulein Ellinor; die wären sonst fast unmöglich bei so hellem Haar.«

»Die Hedwig sich die Augenbrauen färben!« rief Fräulein Ellinor. »Sie liefе am liebsten den ganzen Tag im blauen Kittel herum, so wenig macht sie sich aus Toilette, – die ist nicht wie alle Andern.«

»Dann steht ihr sicherlich ein blauer Kittel am besten,« sagte Rotteck, der an dem Eifer des kleinen Fräuleins seinen Spaß hatte.

Sie wäre ihm auch jedenfalls eine Erwiderung nicht schuldig geblieben, wäre nicht in dem Augenblick der Bediente

eingetreten und hätte das Mädchen des Fräuleins angemeldet, das sie abzuholen kam. Fräulein Ellinor ließ ihr Mädchen nie warten; es gehörte das zu einer der vielen Regeln, die sie über das Leben »eines Fräuleins« aufgestellt hatte. Sie hätte ein Buch darüber schreiben können, so viele gute Grundsätze besaß sie über diesen Punkt. Auch jetzt brach sie sofort auf.

Alfred ließ es sich nicht nehmen, ihr bei ihrer Einhüllung in Shawls und Mäntel die eifrigsten Dienste in scherzhafter Weise zu leisten. »Nun, bekomme ich nicht ein Lob dafür, daß ich, wie es sich gehörte, Comtesse Hedwig bezaubernd gefunden?« rief er ihr noch nach, als sie schon das Zimmer verließ.

»Wenn Sie sie häßlich gefunden, wäre es vielleicht noch besser,« rief das Fräulein zurück.

Rotteck lachte. »Könnte sie nicht so amüsant sein, so wäre ihre Klatscherei unausstehlich,« meinte er, zur Mutter gewandt.

»Jedenfalls ist ihre fabelhafte Bekanntschaft in unsern Kreisen oft sehr angenehm,« sagte diese. »Heute war sie mir unschätzbar mit all' ihren Nachrichten über Stadt und Land.«

»Und über alle heirathsfähigen jungen Damen!« sagte Alfred mit einiger Ironie vom Kamin her, wo er mit dem Anzünden seiner Cigarre beschäftigt war.

Die Gräfin sah auf. »Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, Alfred,« sagte sie ruhig, doch ernst, »wie sehr es mein Wunsch ist, daß du endlich eine Wahl treffen möchtest. Du bist in dem Alter, wo es sehr vernünftig ist, daran zu denken, wenn nicht vorher das Herz dazu treibt.«

»Ich fürchte, wenn ich darauf warten muß, wird es schwerlich dazu kommen,« sagte Rotteck lächelnd. »Jedenfalls würde es angenehm sein, wenn so ein zwingendes Gefühl Einem über alle Wenn und Aber forthelfen wollte. Ich verehere die Damen sehr; es ist schön, ihnen zu huldigen; aber ihnen unser Glück anzuvertrauen, ist bedenklich. »Allen hold und keiner zu eigen«

ist mein Wahlspruch. Uebrigens sieh' mich nicht so mißbilligend an, Mama; ich weiß alles, was du sagen willst! Sag' mir dagegen lieber, was du sagen würdest, wenn ich dir verspräche, ernstlich einen Entschluß zu fassen.«

Die Gräfin trat näher an den Sohn heran; ihr Auge glänzte, und doch sah sie zweifelnd zu ihm auf. »Ich glaube, ich würde es machen wie alle Mütter,« erwiderte sie mit bewegtem Ton, »wie alle Mütter, die erst den Schritt der Söhne stets sehr erwünschen und dann schwer ertragen. Es theilt sich nicht leicht das Herz eines Kindes mit einer Andern,« setzte sie zärtlich hinzu. »Du siehst, ich bin nicht egoistisch, wenn ich dich dazu ermahne; einen solchen Entschluß aber würde ich aus ganzem Herzen segnen.«

Der Sohn schlang den Arm um der Mutter Schultern. »Mama, du hast mir selbst die Wahl schwer gemacht. Wie soll ich eine Frau finden, die dir gleicht?« sagte er innig.

Einen Augenblick ruhte der Mutter Haupt stolz und befriedigt an des Sohnes Brust – – dann aber, mit dem echten Sinn einer sorglichen Frau, die nicht lange einer Gemüthsstimmung sich hingibt, sondern gleich wieder etwas zu bedenken hat, sagte sie: »Du thust mir aber doch den Gefallen und gehst in diesen Tagen zu Kilmenaus, lieber Alfred? Es wäre mir zu unangenehm, meiner Schwester Wunsch nicht zu erfüllen, – besonders, da ich mich jetzt erinnere, daß dein Vater wirklich viel von diesem Kilmenau sprach. Wir werden uns ihrer annehmen müssen.«

»Mama, Mama, mir graut vor dir!« citirte Rotteck. »Heirathsprojecte und Fremdenführer. Hast du noch mehr im Rückhalt? dann brenne ich durch – und das jetzt gleich. Ich versprach, noch ein Stündchen zu Steilings zu kommen, alte Bekannte zu begrüßen. Also überlasse ich dich deinen schwarzen Plänen.« Alfred küßte die Hand seiner Mutter und

trat wirklich so eilig den Rückzug an, als fürchte er noch weitere vertrauliche Mittheilungen.

Die Gräfin blieb allein zurück. Sie war, wie ihr Sohn, mit mancherlei Anlagen ausgestattet und wußte ihre einsamen Stunden gut auszufüllen. Heute aber wählte sie eine Lectüre eigenthümlicher Art, die sie dennoch sehr zu beschäftigen schien. Es war ein genealogisches Taschenbuch, worin sie bei dem Buchstaben R. begann und bei »Graf Reusch, Besitzer der Güter Kinder« seltsam lange stehen blieb.

II.

Der bei dem Gespräch an jenem Abend erwähnte Ball des Grafen Reusch fand wenige Tage später statt.

Die Gesellschaft war noch nicht vollständig versammelt. In den ersten Salons erwarteten der Hausherr und die Hausfrau noch einige der Gäste, und im Tanzsaale hatte die Musik noch nicht begonnen, obgleich mancher jugendliche Blick sich erwartungsvoll darauf richtete.

Hedwig Reusch, die schöne Tochter des Hauses, stand in diesem Salon, umgeben von dem Flor der jungen Damenwelt.

Wer es beobachten will, kann die Bemerkung machen, daß im ersten Stadium eines Balles um die Schönsten meist die übrigen ihrer Mitschwestern sich gruppiren – sei es aus einer gewissen Rivalität, sei es, daß sie gegenseitig vom Glanz der Schönheit angezogen werden, oder daß die Minderbegünstigten etwas von den Strahlen der Huldigung und Bewunderung mit zu erhaschen denken, die sich dort sammeln. Trotz der anmuthigen Schaar, die Hedwig Reusch umgab, gebührte ihr der Preis der Schönheit. Sie fesselte die Blicke um so mehr, weil alles an ihr, wie Graf Rotteck richtig bemerkt hatte, überra-

schend war: das lichtblonde Haar, die schwarz gezeichneten Brauen, der blendend weiße Teint und die braunen Augen mit den langen, dunklen Wimpern, dem bläulich weißen Spiegel – so groß und weit geöffnet, so schimmernd und strahlend, als gehörten sie einer jener feuerigen südlichen Schönen an und nicht dieser rosigen, blonden Tochter des Nordens. Auch die purpurrothen, leicht schwellenden Lippen bei den fein gemeißelten Zügen gaben dem Gesichte eine reizende Unregelmäßigkeit. Die Vollendung der Formen bei dem Hauch der Jugend und der Zartheit des Baues war von bewundernswerther Schönheit.

Selbst in ihrer Toilette schien das junge Mädchen von allen hergebrachten Regeln abweichen zu wollen. Während die junge Damenwelt vorherrschend sich in duftige, leichte Gewänder gehüllt hatte, trug sie ein weißes, schweres Seidenkleid, durch nichts von Blumen, Schmuck oder Farbe gehoben. Die Haare fielen frei und ungeschmückt in natürlichen Wellen, die einen Maler entzückt haben würden, zum Nacken nieder, über der Stirne nur wie eine goldige Wolke sich hebend und von einem einfachen Goldreif zurückgehalten. Um den Hals schlang sich eine feine kleine Kette, an der ein kostbarer, aber unscheinbarer Schmuck hing. Also nichts, was irgend etwas zur Erhöhung ihrer Reize beigetragen hätte: als habe sie das Gewagteste darin wagen können. Wirklich überstrahlte ihre Frische selbst das glänzende Weiß des Stoffes, und das schwere Gewand vermochte nichts von der Leichtigkeit und Anmuth ihrer Bewegungen zu nehmen, indeß die vollkommene Einfachheit desselben ihr etwas Kindliches ließ und sie vortheilhaft von den Andern unterschied. Wenn Comtesse Hedwig gegen allen leichten, überflüssigen Tand ihre strengen Grundsätze hatte, von denen sie schwor, niemals abzugehen, so wußte sie wenigstens, daß sie es sich bieten durfte.

Siegesgewiß überstrahlten ihre schönen Augen den weiten Raum, wo Alles sich herandrängte, ihr zu huldigen gleich einer jungen Königin. Seit einigen Augenblicken aber flog es wie ein Schatten von Ungeduld über die reizenden Züge. Ihre Blicke wandten sich bald zur Musik hinüber, bald richteten sie sich erwartungsvoll auf die Thüre. Ihr Fächer rauschte ungeduldig auf und ab, ihre Antworten wurden kürzer und zerstreut.

»Dein Tänzer läßt sich ja sehr lange erwarten,« sagte eine junge Dame in ihrer Nähe, die den Grund ihrer Ungeduld zu errathen schien. »Ich glaubte, er würde Vortänzer sein?«

»Er erbot sich wenigstens, einen Theil dieses Amtes zu übernehmen. Es ist übrigens noch gar nicht so spät; man beginnt hier nur stets so früh, früher als in irgend einer andern Stadt,« meinte die junge Dame entschuldigend, trotz ihrer sichtlichen Unruhe. »Papa, fehlen noch Viele?« wandte sie sich an diesen, der eben durch den Salon schritt und zu ihr herankam.

»Rottecks sind noch nicht da, auch Kilmenaus kamen noch nicht. Ich begreife besonders Rotteck nicht. Er versicherte mir noch am Nachmittag, als ich ihm auf der Promenade begegnete, er werde möglichst zeitig eintreffen.«

»Er wird wohl noch die späten Stunden der französischen Residenz im Sinne haben,« ließ Fräulein Ellinor's Stimme sich vernehmen. Im Gefolge des Hausherrn hatte sie geschickt den Kreis der Jugend durchbrochen, der sich meist sehr vorsichtig von ihr abschloß. Auch jetzt wurde ihr mehr Platz gemacht, als unumgänglich nöthig war; denn man liebte es nicht, ihren scharfen Augen und ihrer scharfen Zunge zu nahe zu kommen. Fräulein Ellinor im stabilen braunseidenen Gewande, von einem Spitzentuche umhüllt, auf dem Haupte die schwarze Spitzenhaube mit der gelben Rose, war so in ihrer Gesellschafts-Uniform, in der sie seit Jahren mit löblicher Consequenz allen geselligen Vereinigungen beiwohnte, die sich ihr boten. Den

Eifer und die Unermüdlichkeit, die sie darin entwickelte, konnte man sich nur durch den Beruf erklären, den sie sich dabei erwählt hatte. Fräulein Ellinor sah sich für den privilegierten Reporter des geselligen Kreises ihrer Provincial-Hauptstadt an; und man mußte ihr lassen, daß sie dieses Amtes mit besonderm Talente waltete. Nichts war zu groß oder zu klein für ihr Interesse. Nichts gab es, was sie nicht auf die Tagesordnung des Gespräches zu bringen wußte. Das geringfügigste Ereigniß, das Andere leichtsinnig kaum beachteten, den verstohlensten Blick, das gleichgültigste Wort wußte sie mit einem merkwürdigen Scharfsinn zu erfassen; und so treu, wie ihr Gedächtniß, so schnell war ihre Combinationsgabe. Nach einem Balltage war sie unschätzbar in dem Reichthum ihrer Beobachtungen, und wie alle guten Berichterstatter, wußte sie jeden Stoff auch dreifach auszunützen: zunächst als auftauchendes Gerücht, dann in den Möglichkeiten, die sich daraus ergeben konnten, und zum dritten und letzten durch die Bestätigung oder den Widerruf desselben.

Wir wollen nicht leugnen, daß daraus eine gewisse geheime Scheu entsprang, mit der man die verehrte Dame ansah. Aber sie war trotzdem sehr gesucht; denn der Mensch hört gern und will auch gern besprochen werden, und wer nicht selbst Zeit oder Talent zum Beobachten hat, nimmt um so lieber die Beobachtungen Anderer hin. Während Fräulein Ellinor's harmlosere Mitschwestern und Zeitgenossinnen längst von der Welt vergessen und von ihrem Schauplatz abgetreten waren, schwamm sie noch lustig in dem Strome weiter, überall gebeten, überall gewünscht und überall mit der Schonung behandelt, die man Gegenständen, welche gefährlich werden können, angedeihen läßt.

Aber der Wahrheit die Ehre! Fräulein Ellinor's Talent glänzte nicht bloß im lichtumstrahlten Salon oder im heitern Kreise,

– auch in manches stille Gemach, manches vereinsamte Leben trug sie den Schatz ihrer Neuigkeiten, hier träge Stunden beflügelnd, dort trübe Gedanken verscheuchend und oft selbst der schmerzverzogenen Lippe ein Lächeln aufnöthigend. Wußte sie ja die bunten Lebensbilder dahin zu zaubern, für die der Mensch immer noch Theilnahme behält, wenn er auch von der persönlichen Mitwirkung sich längst ausgeschlossen hat. Das war die Lichtseite von Fräulein Ellinor's geschwinder Zunge.

Jetzt stand sie, wie gesagt, vor der schönen Tochter des Hauses, sie besonders scharf musternd; denn Hedwig war die Novität der Saison. Hedwig war auch allein stehen geblieben im Bewußtsein ihrer Unantastbarkeit. Sie sah etwas ungnädig auf das gefährliche Fräulein nieder; aber das Fräulein ließ sich durch einen ungnädigen Blick nicht aus dem Felde schlagen.

»Reizend wie immer!« sagte sie, die grauen Augen rasch an der Toilette der jungen Dame herabgleiten lassend. »Immer ungewöhnlich, unsere schöne Comtesse: weder Blumen, noch Kranz, noch Band. Wo hätte man je so etwas erhört in unserer Jugend!«

»Ich liebe all' den Tand nicht, mit dem man behängt werden soll,« sagte Gräfin Hedwig in nicht so abweisender Art, als es meist bei ihr der Fall war dem Fräulein gegenüber. Hübsch war es doch, daß Fräulein Ellinor die Eigenthümlichkeit gleich auffaßte.

»Meine Mama war erst zu Tode erschrocken, daß ich gar keine Blumen tragen wollte; aber sie beschwerten ja nur den Kopf. Ich werde es nie thun,« setzte sie hinzu, die Locken schüttelnd, daß die leichten krausen Wellen neckisch auf die weiße Stirne fielen.

»So charmant und so originell die kleine Hedwig,« bestätigte Fräulein Ellinor. »Sie verschmäht allen Putz und ist doch die Gefeierteste!« fuhr sie unermüdlich fort. Jetzt erspähte sie die

Ballkarte in Hedwig's Hand. »Natürlich alle Tänze schon vergeben: Souper-Walzer und Cotillon. Soll ich ein Mal rathen, wer heute der Glückliche ist, der sich dazu schon zeitig vorgehen hat?«

»Das können Sie nicht rathen, denn ich habe den Cotillon noch nicht vergeben,« sagte Hedwig, ungeduldig sich abwendend, obgleich eine leichte Röthe ihr auf die Stirne stieg. Aber im selben Augenblicke bereute sie schon ihre Antwort.

»Wenn die gnädige Comtesse den Tanz noch nicht vergeben hat, dann darf ich mir wohl die Ehre dazu ausbitten,« ließ neben ihr eine gedehnte Stimme sich vernehmen. Eine der wenigst beliebten Persönlichkeiten des Ballsaales war es, die den Anspruch geltend machte.

Hedwig's Ausdruck verdunkelte sich noch mehr; denn nach ihren eigenen Worten war kein Ausweg möglich. Es blieb ihr nichts übrig, als die Bitte des unerwünschten Fragers zu bewilligen, der, selbst überrascht von seinem ungeahnten Glück, sehr befriedigt sich zurückzog.

»Das nenne ich richtig eingefangen,« meinte lachend die vorhin erwähnte Freundin. »Ich weiß nicht, ob ich dir zu der Eroberung Glück wünschen kann.«

»Daran ist Niemand Schuld wie diese unausstehliche Priese mit ihrer ewigen Neugier,« sagte Hedwig im höchsten Unmuth. Es zuckte dabei bedenklich um ihren Mund, als wolle der Unmuth in Trauer übergehen. »Unleidlich ist sie mit ihren Fragen.«

»Du thust mir leid,« meinte die Andere theilnahmvoll. »Konntest du nicht etwas ausfindig machen, es zu umgehen?«

»Wie konnte ich denn, nach dem, was ich selbst gesagt?« erwiderte Hedwig noch gereizter. »Aber ich begreife auch nicht, warum Papa nicht beginnen läßt – dieser langweiligen Rottecks wegen!«

»Nun, schilt nur jetzt deinen Cavalier nicht, weil du ihm den Cotillon nicht mehr geben kannst,« lachte die Andere. »Du selbst meintest eben noch, es sei nicht so spät. Uebrigens glaube ich, sie sind jetzt gekommen. Fräulein Ellinor steuert eilig der Thüre zu.«

Fräulein Ellinor steuerte wirklich in den ersten Salon; ihr scharfes Auge hatte die Bewegung bemerkt, welche durch die Ankunft der lang erwarteten Gäste verursacht war. Sie kam noch zeitig genug, um Gräfin Rotteck am Arme eines jungen Offiziers eintreten zu sehen, der ihr unbekannt war. Graf Rotteck führte eine kleine, ältere Dame, in der sie Frau von Kilmenau erkannte, indeß ein junges Mädchen folgte.

Es entstand das momentane Gewirr von Begrüßung, Entschuldigung, Staunen und Bedauern, wie es solch' verspätete Ankunft kennzeichnet. Allmählig aber ergab es sich, daß ein kleiner Unfall auf der Fahrt die Schuld trug. Bei einer scharfen Biegung war die Rotteck'sche Equipage hart an den Wagen angefahren, den die Kilmenaus hatten, so daß der letztere arg beschädigt worden war. Außer dem Schrecken hatte ein Streit, der zwischen den Kutschern sich entsponnen und nicht so leicht zu beschwichtigen gewesen war, den Aufenthalt verlängert. Da der Kilmenau'sche Wagen augenblicklich nicht weiter zu benutzen gewesen, hatte Gräfin Rotteck die Damen in ihre Equipage gebeten, und die Herren waren zu Fuße gefolgt.

Die Verspätung war durch den Unfall so genügend entschuldigt, daß ein interessanter Zwischenfall daraus wurde, der, von Mund zu Mund getragen, natürlich stets weiter ausgesponnen wurde. Ein Sturm von Theilnahme drohte, den aber die Gräfin Rotteck kurz abschnitt, indem sie meinte, durch die Verzögerung sei die Geduld der Gesellschaft genugsam geprüft worden – »besonders da der Ball, wie ich bemerke, in Erman-

gelung des Vortänzers noch nicht begonnen hat,« sagte sie zum Hausherrn gewandt.

»Ja ja, machen Sie das mit meinem Töchterlein aus,« wehrte Graf Reusch Alfred Rotteck's Entschuldigungen jetzt ab. »Auf dem ersten Balle auf seinen Tänzer warten zu müssen, das scheint freilich eine Staatsaktion. Ich glaube, meine kleine Hexe fing an verzweifelt ungeduldig zu werden.«

»Jugend ist eben Jugend,« sagte er mit herablassender Altersweisheit zu Gräfin Rotteck, während er sie zu einem Divan führte.

Mit der Routine des gewandten Weltmannes glitt Graf Alfred durch den gefüllten Saal, um zu seiner Tänzerin zu gelangen.

Comtesse Hedwig fand es eigentlich nothwendig, ihren anscheinend so lässigen Cavalier etwas ungnädig zu empfangen, obgleich es in ihrem Auge verrätherisch aufblitzte, als er ihr jetzt nahte, – er, die eleganteste Erscheinung des Salons, der vielbesprochene Löwe des Tages. Durch Rang und Reichthum zählte er zu den Sternen erster Größe der Gesellschaft, und durch seine längere Abwesenheit war er mit dem Reiz des Fremden umkleidet.

Ihn gleich an ihrer Seite zu sehen! – Hedwig zählte siebenzehn Jahre, und es war ihr erster Winter. Gut war es, daß die Ursache seines Zögerns triftig genug war, um alle Verstimmung überflüssig und unmöglich zu machen. So war die Wolke augenblicklich von ihrem reizenden Gesichte verschwunden. Ein Wink – die Töne der Musik brausten durch den Saal – und stolzer und strahlender als vorhin noch, flog Hedwig am Arme ihres Tänzers dahin.

Vieler Augen folgten dem schönen Paare. Sie bildeten Beide den Glanzpunkt der Saison, das Interesse, den Reiz derselben – wie jedes Mal einige Persönlichkeiten da sein müssen, welche

die Zungen und Gedanken der Zuschauer beschäftigen. Fast war es langweilig, die dieses Mal so leichte Lösung vorauszu- sehen!

Selbst Gräfin Rotteck, die am Eingange des Tanzsaales Platz genommen hatte, folgte mit gespannter Aufmerksamkeit diesem Paare. Lange ruhte ihr Blick auf dem jungen Mädchen, das sie an der Seite ihres Sohnes sah, und ein befriedigter Ausdruck legte sich auf ihre Züge. Plötzlich aber, als entsinne sie sich eines Umstandes, schaute sie suchend durch den Saal und wandte sich dann zu Frau von Kilmenau, welche ihre Nachbarin geworden war und eben von Fräulein Ellinor in Beschlag genommen wurde.

»Wo ist Ihre Fräulein Tochter doch geblieben?« fragte die Gräfin. »Ich sehe sie nicht hier im Saale. Tanzt sie nicht?«

»O doch,« sagte Frau von Kilmenau und ein Anflug von Verlegenheit zog über ihre Züge. »Ich fürchte, sie wird keinen Tänzer gefunden haben – wir sind hier so unbekannt.«

»Und wir kamen so spät, daß gar keine Zeit zu Vorstellungen blieb,« ergänzte Gräfin Rotteck. »Herren haben das so viel leichter. Sehen Sie ein Mal, wie Ihr Herr Sohn sich schon lancirt hat. Was für ein hübscher Cavalier er ist!« setzte sie mit freundlicher Herzenshöflichkeit hinzu, um den Eindruck der vorhergehenden Frage zu verwischen. Sie hatte bemerkt, daß Frau von Kilmenau peinlich davon berührt war.

Das Auge der Mutter leuchtete denn auch froh auf bei dem Lobe des Sohnes und blieb mit einem Ausdruck großer Zärtlichkeit an ihm hängen, indeß der Gräfin Blicke schon wieder durch den Saal schweiften. »Steht Ihre Tochter nicht drüben an dem Eingange des kleinen Cabinets,« meinte sie bald, sich wieder zu Frau von Kilmenau wendend und sie auf ein junges Mädchen aufmerksam machend, das halb versteckt durch eine Gruppe Topfgewächse dort stand und sich selbst überlassen

und vereinsamt auf das bewegte Treiben blickte. »Sie dürfte sich nicht so zurückziehen; wir müssen suchen, sie etwas bekannt zu machen.«

»Ja, es ist Anna,« antwortete Frau von Kilmenau mit demselben Ausdruck zögernder Verlegenheit wie früher. »Sie ist in ihrem Aeußern die wenigst glücklich ausgestattete von meinen Kindern,« setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

»Es ist kein uninteressantes Gesicht,« sagte die Gräfin, zu jenem Ausdruck greifend, der oft mildernd für unschön eintritt; »und aus den Zügen spricht die Ruhe und Festigkeit, welche ich bei unserm Unfall sehr bei Ihrer Tochter bewundert habe.«

»Ja, sie hat viel Festigkeit,« bestätigte die Mutter. Aber in der Art, wie sie dies aussprach, klang es fast wie ein Tadel.

Nicht uninteressant, war wohl das Einzige, was man in höflicher Form von der Erscheinung des jungen Mädchens sagen konnte. Dem flüchtigen Beobachter hinterließ sie meist keinen Eindruck. Nicht groß und nicht klein, nicht hübsch und nicht häßlich, wie sie war, stach nichts in ihren Zügen hervor, was man hätte bewundern oder verurtheilen können; bei dieser farblosen Brünette wären selbst die Jahre schwer zu bestimmen gewesen. Nur der kundigere Blick bemerkte vielleicht, daß die nicht hohe Stirne wohl gebaut war, eine jener Stirnen, denen der Stempel des Denkens aufgeprägt ist; daß die dunkeln Augen einen tiefen, warmen Blick hatten und der geschlossene Mund einen Ausdruck von Festigkeit zeigte, der selten bei weiblichen Gesichtern sich findet, ohne scharf oder hart zu sein. Das Einzige, was vielleicht bei ihr Anspruch auf Schönheit machen konnte, waren die reichen, dunkeln Haar-massen, die in schweren Flechten den Kopf umgaben und in ihrer Fülle ihn fast zu groß scheinen ließen für die Gestalt, die etwas Unscheinbares hatte. Wie das ganze Aeußere, so zeichnete auch Anna's Anzug sich durch nichts Besonderes aus. Es

war eine jener Toiletten, wie sie zu Dutzenden die Ballsäle zieren; doch ließ sie, was Frische und Geschmack betraf, nichts zu wünschen übrig.

In diesem Augenblick trug das Gesicht einen Ausdruck von Ernst, fast von Mißstimmung, der es nicht verschönte. Möglich, daß es das Gefühl war, in einem Ballsaale einsam und übersehen zu sein, was die Philosophie fast aller jungen Damen übersteigt, – möglich, daß ihr überhaupt diese Art von Freuden nicht zusagte.

Alfred Rotteck dachte wohl Aehnliches, als sein Blick jetzt auf ihr ruhte. Mit der lebhaften Frage, wo denn Fräulein von Kilmenau sei, war er eben an seine Mutter herantreten. Trotz Fräulein Ellinor's unvortheilhafter Beschreibung schien er doch mehr erwartet zu haben; denn eine gewisse Enttäuschung zeigte sich in seinen Zügen.

»Nicht hübsch, nicht wahr?« flüsterte die Mutter ihm zu. »Nimm dich ihrer etwas an. Sie hat keinen Tänzer gefunden, und ich fürchte, man wird sie wenig beachten.«

»Weniger hübsch als ich erwartet,« sagte Rotteck; »doch durchaus auch nicht Landconfect, wie Fräulein Ellinor meinte; jedenfalls hat sie das längste, schönste Haar und den hübschesten, kleinsten Fuß, der mir noch vorgekommen ist.«

»Woher weißt du das?« sagte die Gräfin erstaunt. »Du mußt scharf gesehen haben, wenn du das vorhin in dem Dunkel und dem Gewirr wahrgenommen.«

»Gesehen aber habe ich's, wenn ich auch meiner Frau Mutter nicht verrathe, wo,« lachte Alfred. »Ja, ich weiß sogar noch mehr von der jungen Dame: daß sie ein etwas außergewöhnliches Pflänzchen ist – aber wenn ich für sie sorgen soll, mußt du mir Urlaub geben,« setzte er hinzu.

»He, Gleiwitz!« wandte er sich im selben Augenblick an einen vorübergehenden Offizier, der bei dem Beginn der Tanz-

musik eine verdächtige Rückzugsbewegung nach der Thüre des Tanzsaales antrat: »Gleiwitz, Sie haben gewiß noch einen Tanz frei.«

»Bester Graf, ich lasse mir stets deren viele frei. Aber soll ich eingefangen werden für irgend eine reizende Mauerblume?«

»Merkwürdig richtig gerathen, mein Bester: ich werbe für eine junge Fremde, Fräulein von Kilmenau, welche zum ersten Male unsere Gesellschaft hier betritt. Sie ist durch unsere Schuld sehr spät gekommen; fast alle Engagements sind geschlossen. Seien Sie ritterlich und lassen Sie sich vorstellen.«

»Ich bin ein wenig eifriger Tänzer,« wehrte Baron Gleiwitz mit süßsaurer Miene ab, »und habe für frischen Land-Import wenig Neigung. Darf ich nicht wenigstens vorher sehen, welches Schicksal mich ereilen soll?«

»Doch, die Gunst soll Ihnen werden. Sehen Sie, dort in dem Cabinet jene kleine Dame, an welche die Tochter des Hauses eben herantritt.«

»Das ist kein günstiger Moment für sie. Die reizende Comtesse überstrahlt ja heute Alle,« meinte Baron Gleiwitz.

»Zwischen diesen Beiden ist ohnehin jeder Vergleich ausgeschlossen,« erklärte Alfred. »Aber warten wir die Begrüßung ab; dann stelle ich Sie vor.«

Die Herren sahen, wie Comtesse Hedwig jetzt an Fräulein von Kilmenau herantrat mit jenem zerstreuten, oberflächlichen Gruß, den sehr gefeierte und in Anspruch genommene Schönheiten oft für ihre minder begünstigten Mitschwestern haben; denn nur solche, die mit ihnen rivalisiren, haben Interesse für sie. Hedwig's strahlende Blicke flogen wieder nach allen Richtungen, ehe noch die paar gleichgültigen Begrüßungsworte gesprochen waren.

Fräulein von Kilmenau's Gestalt hob sich mit einigem Stolz bei dem oberflächlichen Gruße. Die Augen richteten sich fest

auf ihr Gegenüber. Aber plötzlich schwand der kalte Ausdruck, wie zerronnen, vor dem lieblichen Gesichte ihres Gegenüber; ein Lächeln trat auf die Lippen. Freundlich, wie man zu einem Kinde spricht, schien ihre Antwort zu sein; dann aber wandte sie sich sogleich ruhig ab.

»Stellen Sie mich vor, Rotteck,« sagte Baron Gleiwitz. »Das Mädchen gefällt mir. Ein hübsches Bild war das eben: herablassende Schönheit einerseits, Herablassung des Verstandes anderseits.«

Der Ball nahm indessen seinen Fortgang. Fräulein Ellinor hatte die Befriedigung, zu sehen, daß Graf Rotteck abermals mit der schönen Tochter des Hauses tanzte, überhaupt sich ihr so eifrig widmete, als eben zulässig war.

»Aber bei diesen Herren der großen Welt will das noch nicht viel sagen,« meinte Fräulein Ellinor's erfahrungsreicher Sinn. »Uebrigens werde ich Reuschens doch einen Wink geben, wie sehr recht die Partie der Mama Rotteck ist.«

Dem Grafen Alfred war seine schöne Tänzerin eben entführt worden; sein Blick schweifte durch den Saal. Nicht weit von ihm entfernt stand Fräulein von Kilmenau, abermals ohne Tänzer. Bisher hatte er ihr meist Herren zugeführt; aber die Zahl der tanzenden Herrn war überhaupt nicht groß und fing an, sich stark zu lichten. Alfred selbst hatte noch nicht mit ihr getanzt. Er benutzte den freien Moment, sie zu einer Tour zu holen.

Zufällig befand er sich bald darauf in der Nähe seiner Mutter. »Wie tanzt die kleine Kilmenau?« fragte diese mit dem Antheil, den jedes mütterliche Wesen für seine Schutzbefohlenen empfindet.

»Nicht übel,« gab er zurück. »Uebrigens kannst du ruhig sein: deine *protégée* wird sich Bahn brechen. Baron Gleiwitz sagte mir, sie habe eine recht angenehme Unterhaltungsgabe.«

Eine Pause trat ein, kurz vor dem Beginn des letzten Actes, jenes Tanzes der nun einmal zum Höhepunkt erhoben ist. Von den nicht tanzenden und nicht chaperonnirenden Herren und Damen waren schon manche verschwunden.

Fräulein Ellinor zog sich nie vor dem gänzlichen Ende des Balles zurück. Jetzt erst begann ihre eigentliche Ernte. Mit richtiger Taktik fand sie stets den Standpunkt heraus, der die beste Uebersicht gewährte.

Graf Alfred kam und nahm neben ihr Platz. »Ganz erschöpft?« sagte Fräulein Ellinor. »Ich glaubte nicht, daß Sie ein so eifriger Tänzer seien.«

»Je nachdem,« meinte der junge Mann. »Alles oder nichts, – nur kein gezwungenes Herumspringen. Tanzen muß, wie Singen, aus innerer Anregung hervorgehen.«

Es schien dem scharfblickenden Fräulein, als wende sein Auge sich dabei der Schönsten im Saale wieder zu. Sie war zu weise, etwas darauf Bezügliches zu antworten, oder nur zu zeigen, daß sie den Blick bemerkt habe. Da er aber einige Augenblicke wie in Gedanken verloren schwieg, wagte sie endlich die harmlose Phrase: welch ein gelungenes Fest es sei. Da er auch dazu nur nickte, fuhr sie tapfer fort: »Sie sehen, daß unsere Heimath auch etwas bietet, und wie gemüthlich es unter alten Bekannten ist.«

Ein ironisches Lächeln stieg auf seine Lippen. »Nur nicht zu viel Altbekanntes. Frisches Brod und frische Bekanntschaften wird man selten leid.«

»Das eine verdirbt den Magen und das Andere verdirbt den Sinn,« eiferte Fräulein Ellinor. »So lange Sie so denken, werden Sie nie ein vernünftiger, seßhafter Mensch werden.«

»Aber vielleicht ein glücklicher bleiben. Es ist schade, daß man Gegenden und Menschen so leicht leid werden kann. Die Meisten kennt man, nachdem man sie ein Mal gesehen, schon

auswendig.« Lässig schloß er die Augen dabei, als ob er schläfrig sei.

Fräulein Ellinor wußte nicht recht, was sie daraus machen sollte.

»Fräulein Ellinor,« sagte er jetzt plötzlich, sich aufrichtend: »Sie wissen ja alles. Wo ist Fräulein von Kilmenau erzogen worden?«

»Daheim bei ihren Eltern,« gab die Gefragte zurück, erstaunt von diesem raschen Uebergang. »Warum das?«

»Sie hat eine eigene, ruhige Sicherheit,« antwortete er, »die ich noch nicht recht deuten kann. Sie scheint frei von aller Befangenheit und ist doch keine geschulte Welt dame; sie ist einfach und doch nicht gewöhnlich.«

»Finden Sie?« sagte Fräulein Ellinor, ihre kleinen, grauen Augen nach der Richtung lenkend, wo sie aber nichts sah, als ein ganz gewöhnlich erscheinendes, nichts weniger als hübsches Mädchen. »Eigen mag sie schon sein; der Vater war auch ein eigener Mann mit allerhand gelehrtem Kram im Kopf. Aber so viel ich weiß, hat die Tochter das Haus nicht verlassen. Sie konnte es auch gar nicht, bei den kleinen Verhältnissen.«

Fräulein Ellinor wollte eben ihr Steckenpferd, anderer Leute Verhältnisse zu schildern, mit großer Genugthuung besteigen; aber Alfred unterbrach sie. »Der alte Kilmenau war mit meinem Vater sehr befreundet,« sagte er, »und wie Sie sagen, ein geistvoller Mann. Hat er die Tochter vielleicht zu etwas Besondern erziehen wollen – gehört sie zu den gelehrten Damen?«

»Könnte schon sein; habe aber nichts davon gehört. Meinen Sie, weil sie ein so langweilig ernstes Gesicht macht?«

»Langweilig würde ich es am wenigsten nennen,« meinte Rotteck; »sie scheint ernst gestimmt. Vielleicht sind ihr diese Freuden zu untergeordneter Natur. Die Mutter und der Bruder sehen übrigens nicht bedeutend aus!«

»Und das Aushängeschild behält Recht,« erwiderte Fräulein Ellinor mit ihrer gewohnten Schlagfertigkeit. »Dumm ihr Lebtag gewesen die Frau von Kilmenau, recht die Frau für einen gescheidten Mann,« setzte sie etwas beißend hinzu.

»Danke für den guten Grundsatz,« sagte Alfred lachend. »Soll ich nun die Ordenstour recht früh tanzen lassen, damit Sie noch frisch zum Beobachten sind? Dann bekomme ich am nächsten Thee-Abend aber auch zuerst Ihren Bericht. Vergessen Sie nicht zu beachten, daß ›die beste Partie des Landes‹ das längste *tête à tête* mit Ihnen hatte.«

Er verabschiedete sich so flüchtig, daß Fräulein Ellinor zu keiner weitem Antwort kam und im Zweifel blieb, ob sie durch diesen Schlußsatz sich geschmeichelt oder gekränkt fühlen sollte. Glücklicher Weise lenkte der Beginn des Tanzes ihre Gedanken sogleich davon ab.

»Natürlich keine Andere,« sagte sie für sich, Rotteck mit den Augen verfolgend, als er zu der Tochter des Hauses trat.

Aber der Graf tauschte nur wenige Worte mit Hedwig; ihr Tänzer trat schon heran. Rotteck wandte sich ab und forderte gleich darauf Fräulein von Kilmenau auf.

»Was ist denn das?« dachte Fräulein Ellinor, ordentlich athemlos über das Ereigniß. »Wie ungeschickt von der Hedwig, schon engagirt zu sein! Warum geht er auch so spät hin? Und was für ein Gedanke, diese kleine Kilmenau zu nehmen! Aha, sie wollen es nicht gleich so auffällig machen, und deshalb nehmen Beide Jemand, der gar nicht in Betracht kommt, – das wird es sein.« Fräulein Ellinor's langer Hals zog sich nach dieser beruhigenden Combination wieder in sich selbst zusammen, um sich dann andern interessanten Punkten zuzuwenden.

Viele im Saale hatten aber das Staunen des Fräuleins getheilt. War es auch nicht gerade Comtesse Hedwig, so blieben von Sternen zweiter Größe doch noch manche Andere, denen

Alfred sich eher hätte zuwenden können, ja müssen, als der kleinen Fremden.

Fräulein von Kilmenau saß indeß neben ihrem ihr vielfach mißgönnten Tänzer und schien weder seine erhabene Stellung in der Gesellschaft zu kennen, noch die Gunst des Schicksals zu würdigen. Ernst, wie vorhin, blieb der Ausdruck ihres Gesichtes, und in sich selbst versunken, als seien ihre Gedanken mit ganz anderm beschäftigt, saß sie da, indeß ihre Hände – Alfred übersah es nicht, daß es feine Hände waren – in Zerstreuung mit dem Fächer spielten.

Es wurde ihm bedenklich zu Muthe. »Um langweilig sein zu dürfen, bist du nicht hübsch genug,« dachte er. »Gleiwitz muß sich selbst gern hören, daß er Schweigen so liebenswürdig findet,« – und er wandte sich der Richtung zu, woher Hedwig's muntere Stimme klang.

»Graf Rotteck,« hörte er sich jetzt mit zaghafter Stimme von seiner Tänzerin angedet, »dürfte ich Sie fragen – können Sie mir vielleicht einen besonders tüchtigen Rechtsanwalt angeben?«

Alfred wandte sich zu ihr, erstaunt über die Frage, und sah sie an, als traue er sich nicht zu, recht gehört zu haben. Ihr Gesicht war noch bleicher als vorhin; ein Gemisch von Sorge und Unruhe sprach daraus, so daß er den Scherz unterdrückte, mit dem er die eigenthümliche Anrede hatte beantworten wollen.

»Einen Rechtsanwalt?« wiederholte er – ihre Augen waren erwartungsvoll, fast bittend auf ihn gerichtet. »Ich kann Ihnen einen sehr tüchtigen Mann empfehlen: meinen eigenen langjährigen Sachwalter.«

»Ich würde Ihnen sehr dankbar dafür sein,« sagte sie aus tiefstem Herzen. »Und könnte ich den Herrn gleich morgen sprechen?«

»Gewiß. Wenn Sie es wünschen, werde ich selbst ihn morgen Ihnen zuführen. Aber,« setzte er in leichtem Tone hinzu, »wenn Sie fürchten, sich heute Abend noch mit mir in solchen Streit zu verwickeln, daß ein Rechtsbeistand nöthig wäre, so rathe ich Ihnen von meinem alten Mühler ab; der nimmt stets unbedingt Partei für mich.«

Sie sah ihn einen Augenblick an, als wüßte sie nicht recht, seine Worte zu deuten; doch verstand sie wohl die gute Absicht, durch die heitere Wendung sie von ihren ernsten Gedanken abzulenken. Ein Lächeln, das sie um vieles hübscher machte, glitt über ihre Lippen. »Bei einem Disput,« gab sie gewandt zurück, »brauchen wir Damen keinen Rechtsbeistand; da haben wir stets unser gutes altes Recht: das letzte Wort, für uns. Sie werden aber meine Frage sehr sonderbar gefunden haben,« fuhr sie zögernd fort.

»Etwas originell, freilich,« meinte er lächelnd. »Die letzte Frage wäre dies, die ich von einer jungen Dame hier erwartet hätte.«

»O, nur nicht originell!« unterbrach sie ihn hastig. »Es ist so widerwärtig, das zu scheinen. Wenn ich Ihnen meine Frage erkläre, werden Sie dieselbe ganz einfach finden. Nur weil es mir etwas schwer ward, fragte ich so direct.«

»Das ist möglich. Aber originell wird es immer bleiben, nicht originell sein zu wollen,« erwiderte Alfred, amüsirt von ihrer Entschuldigung. »Die meisten Menschen haschen danach.«

»Die meisten Menschen werden nicht wissen, was es heißt, originell zu sein,« gab sie mit einem eigenthümlichen Ausdruck zurück.

»Das ist mir neu,« sagte er, angeregt sowohl durch die Behauptung, als durch den Ton, in welchem dieselbe gemacht wurde. »Haben Sie darin schon Erfahrungen gemacht? Sie scheinen eine Art Tadel mit dem Wort zu verknüpfen.«

»Glauben Sie nicht, daß es mich betreffen könnte?« fragte sie so naiv zurück, daß Alfred lächeln mußte. Obschon er höflich antwortete, daß er die Frage nur im Allgemeinen gemeint habe, und dieselbe durchaus nicht persönlich auf sie habe beziehen wollen, dachte er doch im selben Augenblick, daß ihm dieser Gedankengang, diese ganze Art und Weise wirklich sehr originell vorkäme. Er konnte sich daher auch nicht enthalten, zu fragen, warum ihr dies Wort solchen Schrecken einflöße, ob sie es so beneidenswerth finde, der allgemeinen Masse anzugehören.

Sie sah einen Augenblick nachdenkend nieder, als erwäge sie, ob sie ihren Gedanken aussprechen solle. »Ich kann es Ihnen nicht ganz erklären,« sagte sie. »Dazu müßte ich zu weit greifen. Aber ich weiß, daß es die schlimmste Gabe ist, die Einem werden kann, anders zu sein als Andere. Wie ein Schatten, gegen den man sich nicht wehren kann, legt es sich auf uns.«

»Aber beruht etwas Besonderes nicht meist auf besondern Gaben?« fragte er, ernst sie anschauend, zurück.

Es schien in der That ihr ein sehr ernster Punkt zu sein. »Besser gar keine Gaben, als so unheilvolle!« sagte sie fast heftig. »Sie wissen nicht, wie es thut, nicht schlicht seine Bahn gehen zu können.«

»Ich sehe, Sie halten mich für einen durchaus alltäglichen Sterblichen,« bemerkte er lächelnd. »Aber immerhin, Sie haben doch Unrecht. Ist das Besondere nicht, wie alle unsere Anlagen, eine Gabe Gottes, über die wir nicht hadern sollten? Vielleicht haben Sie diese Gabe noch nicht ganz erkannt; manche Frucht ist erst herb und dann süß.« Er sprach unwillkürlich fast im Tone eines Vaters, der sich eine Rüge erlauben kann.

Einen Augenblick sahen die dunkeln Augen mit unverhohlenen Staunen ihn an. Hatte sie solches aus dem Munde des eleganten Weltmannes nicht erwartet?

Weltmann genug war er jedenfalls, um dies Staunen ihren Blicken zu entnehmen, und mit der Leichtigkeit, die Alfred eigen war, fuhr er gleich darauf fort: »Verzeihung für das, was zu sagen ich so gar nicht berechtigt bin! Aber ich konnte es nicht gelten lassen, daß Sie eine Anlage gering achteten, die ich so bewundere und um die ich Sie beneiden möchte.«

»Ja Sie!« sagte sie nachdenklich. »Aber ein weibliches Wesen nicht; – da wandelt sie sich nur zum Mißgeschick!«

»Meinen Sie?« sagte er angeregt und fast gerührt durch die Art und Weise, wie sie das sagte. »Das mag sich meinem Verständniß entziehen; aber immerhin kann eine solche Gabe nicht ohne tiefe Bedeutung für den Menschen sein.« Indem er dies sagte, beugte er sich unwillkürlich vor, als wolle er den Eindruck sehen, den seine Worte gemacht.

»Ihre Auffassung ist eine sehr schöne,« sagte sie leise. »Vielleicht thut es gut, so zu denken.« Aus ihren Augen leuchtete dabei ein schöner, warmer Strahl – aber plötzlich, als scheue sie die fernere Erörterung, wandte sie ihren Blick den tanzenden Paaren zu. »Müssen wir nicht unsere Pflicht thun?« fragte sie in raschem Uebergang.

»Wir hätten das über unserer gewaltig ernsten Unterhaltung fast versäumt,« scherzte er. »Aber sind Sie auch darin originell, das Tanzen nur als Pflicht zu betrachten?«

»Nein, nein,« wehrte sie lebhaft, »der Rhythmus zuckt mir in den Füßen, wie im Gehör; ich tanze außerordentlich gern. Ich bin eben wie alle Andern Nur will man es mir oft nicht glauben,« setzte sie hinzu – und kaum minder lebhaft als Hedwig Reusch flog sie im Reigen dahin.

Trotz Anna Kilmenau's letzter Behauptung ward es Graf Rotteck schwer, ihr zu glauben, als sie nach eben beendeter Tour die Unterhaltung mit ihm so ruhig, so selbständig wieder aufnahm, wie er bisher kaum bei verheiratheten Frauen dies gefunden.

»Kann ich Ihnen meine sonderbare Frage jetzt erklären?« sagte sie. »Sie hat eine so einfache Ursache. Wir sind eines wichtigen Processes wegen zur Stadt gekommen, da rechtlicher Beistand auf einem einsamen Gut nur schwer zu erreichen ist. Der Entschluß war meiner Mutter so wenig angenehm, daß bis jetzt leider damit gezögert wurde. Nun aber ist in Folge eines neuen Zwischenfalles rasches Handeln durchaus nothwendig geworden. Ich muß bis morgen einen Rechtsanwalt haben. Wir sind hier unbekannt; Ihren Namen aber nannte mein Vater oft als den Namen seines Jugendfreundes.«

»Und ich hoffe, ich werde das Erbe meines Vaters auch darin antreten dürfen,« sagte Rotteck warm; denn diese offene, schlichte Weise sprach ihn an. »Ich darf wohl damit beginnen, Ihnen gleich morgen den besagten Rechtsmann selbst zu bringen.«

»Unsere Freundschaft hat schon etwas früher begonnen,« sagte sie freundlich, leicht auf das frühere Gespräch anspielend. »Aber um welche Stunde würde jener Herr bei uns sein können?«

Es amüsirte ihn, wie sie bei der geschäftlichen Sache blieb. »Ist Ihnen der Vormittag nicht allzu früh nach einer Ballnacht?« sagte er.

»O nein,« versicherte sie. »Ich kann dann bereit sein.« Unwillkürlich sah er sie mit einem gewissen Staunen an, als sie abermals das Wörtchen »Ich« gebrauchte. Sein Blick flog dann zu ihrem Bruder herüber, der nicht weit entfernt von ihnen saß, anscheinend nichts weniger als an trockene Geschäfte denkend, sondern sehr heiter, sehr unbekümmert mit seiner Dame beschäftigt. Das junge Mädchen faßte den Blick Rotteck's auf und jähe Röthe überflog ihr Gesicht. »Bitte, staunen Sie nicht, daß ich stets von mir rede; aber mein Bruder ist jünger als ich und war von Kindheit an fast stets von Hause abwesend. Ich

war viel bei meinem Vater und mußte in seinen Geschäften ihm oft zur Hand sein. So kannte ich seine Wünsche besser, wußte besser in den Papieren Bescheid, als er uns verließ. Leo kann ja auch jetzt nicht daheim bleiben. Meine Mutter wird aber von dieser Angelegenheit allzu sehr angegriffen, als daß sie selbst darin handeln könnte. So muß ich die ausführende Persönlichkeit sein: daher die schlechte Gewohnheit, nur mich zu nennen.«

»Solche Familienconstellationen entstehen leicht und sind sehr begreiflich,« sagte Graf Rotteck, dem es nicht mißfiel, wie sie ihre Einmischung in das Geschäftliche so von sich abzulenken suchte. Bei einer Vergleichung der Geschwister verstand er vollkommen den Vater, daß er sein Vertrauen der Tochter anstatt dem Sohne geschenkt, dessen hübsches aber nichtssagendes Gesicht gewaltig gegen die festen Züge der Schwester abstach. Vielleicht dachte er dabei, das Schicksal wäre beiden Theilen gerechter geworden, wenn es die Rollen vertauscht hätte.

Der Ball war indessen seinem Ende genaht. Fräulein Ellinor hatte die Genugthuung gehabt, Graf Alfred's Bouquet in Hedwig's Hand zu sehen, wie auch ihr Orden seine Brust schmückte. Aus der umhüllenden Kapuze schweifte ihr Blick noch ein Mal in die Runde, die Abschiedsmomente zu erfassen, die oft so bedeutungsreich, so viel verrathend sind, weil der Mensch annimmt, endlich sei doch alle Beobachtung ermüdet. Fräulein Ellinor war aber niemals so leichtsinnig. Sie sah, wie Graf Rotteck sich von seiner Tänzerin wie von einer alten Bekannten mit einem herzlichen Händedruck verabschiedete; sie sah, wie er bis zum letzten Augenblick neben Hedwig Reusch zögerte, die schön und strahlend wie zu Anfang des Balles unter all' den zerknitterten und zerzausten Ballschönen stand. Sie erhaschte auch noch Gräfin Rotteck's beifälligen Blick, ihre

herzliche Umarmung, als Hedwig sich erröthend vor ihr verneigte. So konnte Fräulein Ellinor's spitze Nase, befriedigt von der Ausbeute des Abends, unter die verhüllenden Shawls tauchen. Das Einzige, was ihr vielleicht noch zu bedauern blieb, war, daß sie nicht auch alle Nachklänge des Balles, diese Plaudereien frisch vom Tanzfest, mitgenießen konnte.

Nachklänge hat ein Ball immer. Im Rotteck'schen Wagen saßen Mutter und Sohn – sie gesprächslustig, wie alle Frauen nach einer Unterhaltung, die sie dann am liebsten noch ein Mal durchsprechen; er gesprächsunlustig, wie fast alle Herren in solchen Momenten sind, und zwar um so schweigsamer, je lebhafter sie vorher waren. In dem Falle siegt aber immer die Frau.

Gräfin Rotteck ließ sich nicht irre machen. Natürlich sprach sie von dem, was sie im Grunde am wenigsten interessirte, zuerst: eine kleine Festkritik, harmlose persönliche Bemerkungen. »Du hast dich gut unterhalten mit der kleinen Kilmenau; sie scheint ganz nett zu sein,« – eine undeutliche Gegenantwort wie bei allen übrigen Themas. »Wo hattest du sie denn früher gesehen?« fragte die Gräfin unerschrocken weiter, mit neu erwachter Neugier sich seiner frühern Bemerkung entsinnend.

Jedenfalls schien diese Frage mehr Interesse zu wecken, denn ein Lächeln fuhr um des Gefragten Mund. »In ihrem Heiligthum!« gab er etwas mysteriös zurück, so daß man sah, er halte noch etwas zurück.

»Aber du wurdest ja bei deinem Besuche nicht angenommen – wie drangst du denn dort ein?«

»Als Geist, Genius oder sonst ein Unsichtbarer – wie du willst. Charmanter, origineller Anblick: eine junge Dame am Schreibtisch mit aufgelöstem Haar, das bis zur Erde reichte – ringsherum Tarlatan-Wogen, Blumen-Guirlanden, Atlasschu-

he – *à propos!* tragen die jungen Damen factisch solche Massen von Tarlatan auf sich, wie ich da aufgespeichert sah?« Er war aufgeweckt und gesprächig geworden in der Erinnerung seines Abenteuers.

»Aber Alfred,« sagte die Mutter halb lachend, halb ent-rüstet, »wie durftest du? Das arme Mädchen!«

»Sie erschien da unzweifelhaft in ihrem vortheilhaftern Lichte. Ich öffnete die Thüre eigenmächtig, weil Niemand mir öffnen zu wollen schien, und stieß auf dies Bild, das jedenfalls den Reiz der Neuheit hatte: eine junge Dame, die eine Viertelstunde vor dem Balle, anstatt an Toilette zu denken, schreibt, das sieht man nicht alle Tage. Ich bewunderte und zog mich stumm zurück – *voilà tout.*«

Die Mutter lachte. »Daher also deine Wissenschaft von dem niedlichen Fuß, da du die Atlasschuhe sahest.« Da seine Gesprächslust so erwacht war, bekam sie unendliche Lust, dieselbe noch etwas mehr auszubeuten. »*A propos* von Atlas: welch' eigenthümliche Idee von einer jungen Dame wie Hedwig Reusch, in so schwerer Toilette zu erscheinen! Trägt sie nie Blumen?«

»Ich bitte dich, laß doch die Menschen thun, was sie wollen,« sagte Rotteck verdrießlich, gerade als der Wagen vorfuhr.

Seine Mutter schien aber nicht unbefriedigt von seiner Antwort, so kurz sie war.

Auch in den andern Wagen gab es ähnliche Nachklänge. Im Kilmenau'schen Wagen war es die junge Dame, die schwieg. »Du hast Glück gehabt mit deinem Tänzer,« meinte Frau von Kilmenau und sah ihre Tochter mit seltener Befriedigung an. »Famos lebenswürdiger Mann, der Rotteck,« erklärte der Lieutenant.

»Ich habe einen Rechtsanwalt ausfindig gemacht,« sagte Anna dazwischen. »Leo, du wirst die Sachen ansehen müssen,

ehe du abreisest. Graf Rotteck will uns morgen seinen Anwalt bringen.«

»Will er selbst mitkommen?« fragte die Mutter.

»Und davon hast du mit ihm gesprochen – mit dem besten Tänzer – während des Balles?« lachte der Bruder. »Das kannst du nur allein – das thut kein anderes Mädchen.«

»Warum nicht? wenn es sein muß,« sagte Anna ruhig. »Es war keine Zeit zu verlieren. Graf Rotteck war sehr freundlich.«

Am kürzesten von allen Gesprächen an dem Abende gestaltete sich ein Monolog, den Hedwig Reusch hielt. Vor ihr aufgethürmt lagen die Trophäen des Abends in Gestalt zahlloser Bouquets. Sie nahm nur eins von allen und stellte es sorgsam ins Wasser. »Das werde ich wohl aufheben müssen,« sagte sie und gestand damit naiv ein, zu was sie sich verpflichtet fühlte – es war so natürlich, daß die beste Partie des Landes ihr gebühre.

III.

Seinem Versprechen getreu brachte Graf Alfred andern Tages den Rechtsanwalt zu Kilmenaus. Die Herren fanden Fräulein von Kilmenau schon sie erwartend. Sie reichte Alfred die Hand, ihm einfach so den Standpunkt guter Freundschaft bezeichnend. Bei dem Advocaten entschuldigte sie ihre Mutter wegen Uebermüdung und erwähnte die Abreise ihres Bruders, so daß der Rechtsanwalt in ihr die handelnde Persönlichkeit ohne weitere Erklärung erkennen konnte. Dieser aber, ein älterer Herr, schien den Reiz, mit einer jungen Dame Geschäfts-Angelegenheiten verhandeln zu sollen, sehr gering anzuschlagen; sein ohnehin nicht einnehmendes Aeußere verfinsterte sich um ein Bedeutendes. Anna bat die Herren, Platz zu nehmen, und ging dann ohne weitere Vorrede zur Sache über.

Der Fall war eigenthümlicher Art. Das Vermögen ihrer Mutter, eines einzigen Kindes, war zum größten Theil von deren Eltern schon bei Lebzeiten in ihren Besitz übergeben worden und hatte dann zur Erhaltung und Aufbesserung des Kilmenau'schen Besitzes gedient. Die Eltern hatten ihre Tochter gern in angenehmerer Lage wissen wollen, als das Kilmenau'sche Vermögen sie gewähren konnte. Jetzt, nach dem Tode ihrer Eltern, der nur sehr kurze Zeit vor dem Tode ihres Mannes stattgefunden, machten entfernte Verwandte plötzlich Ansprüche auf einen großen Theil dieses Vermögens. Irgend welcher Familien-Bestimmungen wegen hätte dasselbe nicht auf die Tochter übergehen können, behaupteten sie, und drohten, auf Herausgabe desselben zu klagen. Herr von Kilmenau hatte nur noch den Beginn dieser Verhandlungen erlebt, und sie hatten ihn schwer bedrückt, da die Herausgabe dieser Gelder den Kilmenau'schen Familienbesitz sehr in Frage stellen mußte. Nach seinem Tode hatte die Sache längere Zeit geruht, war aber jetzt mit doppelter Energie in Anregung gebracht worden und in eine ganz neue Phase getreten.

Der eine und hauptsächlichste der Gegner, dem es selbst um die Erwerbung eines ländlichen Grundbesitzes zu tun war, hatte geradezu den Vorschlag gemacht, ihm das Kilmenau'sche Gut gleich jetzt zu überlassen; er wollte in dem Falle es zu einem bedeutend hohen Preise annehmen und seine Ansprüche an Frau von Kilmenau's Vermögen sehr ermäßigen. Dadurch wäre der Familie ein gar nicht unerhebliches Capital-Vermögen gerettet und sie den Ungewißheiten und Kosten eines Processes enthoben worden. Es galt nun, zu entscheiden, welches der bessere Weg sein werde: entweder diesen Vergleich anzunehmen, oder den Proceß seinen Weg gehen zu lassen.

Anna legte zu genauerer Orientierung noch eine mehrere Bogen enthaltende Schrift vor, welche den Hergang des Falles und die nähern Details mit den Daten zusammenstellte. Die letzten Seiten schienen so eben erst beendet; denn die Schrift war noch feucht.

Der alte Rechtsanwalt hatte mit Aufmerksamkeit zugehört, schien aber doch seine rechte Laune noch nicht gefunden zu haben; mit ziemlich ingrimmiger Miene durchblätterte er das Heft.

»Ueberflüssiges, viel Ueberflüssiges,« brummte er nicht undeutlich zwischen den Zähnen; »das Wichtigste nicht genug hervorgehoben. Ich muß natürlich um alle Acten bitten,« setzte er hinzu, das unschuldige Heft rauh zur Seite schiebend.

Eine leichte Röthe stieg auf Anna's Stirne. »Es sollte nur eine Hülfe bei der ersten Besprechung sein, um allzu viele mündliche Erklärungen zu sparen; aber man erkennt freilich schwer, was in einer Rechtsfrage das Wichtigste ist,« bemerkte sie ohne Empfindlichkeit.

»Ist auch keine Damen-Arbeit,« sagte der Rechtsanwalt wieder, sich selbst gefallend in seiner Rauheit.

»Das habe ich auch bemerkt,« gab sie ruhig zurück; »doch geschriebenes Wort ist oft weniger verwirrend als geredetes. Viele der angeführten Details beruhen zudem auf mündlichen Mittheilungen meines Vaters. Ich notirte sie, da ich dachte, sie könnten vielleicht in die Waagschale fallen.«

»Und ich bin überzeugt, diese undankbare Justiz-Seele wird noch mehr Gebrauch davon machen, als sie jetzt eingestehen will,« warf Alfred dazwischen, indem er das geschmähte Heft wieder aufnahm. »Fräulein Anna, ich hoffe nicht, daß sie das alles schon heute geleistet haben,« setzte er fast erschrocken hinzu, als er die frisch geschriebenen Seiten sah.

»Dies letztere war nur zu copiren,« erklärte Anna ruhig. »Sie wünschen also gleich alle bezüglichen Acten?« wandte sie sich wieder an den Rechtsanwalt.

Dieser nickte nur stumm und strich den struppigen, grauen Bar mit allen Zeichen der Ungeduld; aber unter den buschigen Brauen stahl sich doch ein wohlgefälliger Blick der jungen Dame nach, als sie das Zimmer verließ.

»Wie ungalant Sie sind, Mühler,« sagte Rotteck, als sie allein waren. »Sie konnten doch sehen, daß es der jungen Dame eigene Arbeit war – eine wahrhaft erschreckende Energie, nach einer Ballnacht so viel zu schreiben. Uebrigens ist es gar nicht übel, – eine Erzählung der Sachlage, die viel Verständniß zeigt.«

»Solche Geschäftspfuscherei ist nichts für unsereins,« brummte der Alte. »Die schneidet man am besten von vornherein ab, wenn das Ding auch beweist, daß das Fräulein den Kopf auf dem rechten Fleck hat.«

»Sie hat aber Recht,« beharrte Alfred. »Diese geschriebenen Worte sind besser, als ein Schwall von Erklärungen, die immer wieder zwischen gemengt werden. Es ist selten, daß Damen das zugeben wollen. Jedenfalls müssen Sie gestehen, daß ich nicht Unrecht hatte, wenn ich sagte, es werde gut mir ihr zu verhandeln sein.«

»Wollen's abwarten,« lautete die vorsichtige Antwort. »Zuerst sind sie alle ruhig; erst wenn man ihnen widerspricht, kommen sie in die Hitze.«

Anna trat indeß wieder ein, einen Stoß Acten mitbringend, die sie schweigend dem Advocaten hinschob, um dann eben so schweigend ihren Platz wieder einzunehmen.

Der Alte vertiefte sich in die Papiere, hier und da eine kurze Frage stellend. Man sah, die Gefragte hatte den ganzen Fall klar vor Augen, wie etwas lange Durchdachtes.

Graf Alfred folgte anscheinend aufmerksam der Verhandlung und hatte dabei Muße, die Verhandelnden zu beobachten. Er hätte nicht den künstlerischen Sinn besitzen müssen, der fast jedem reich begabten Menschen innewohnt, um nicht das Anziehende, das der Vergleich zweier so verschiedener Köpfe bot, herauszufinden; und er hätte nicht Mann sein müssen, um sich dabei nicht zumeist mit dem jungen Mädchen zu beschäftigen. Und doch sah Anna Kilmenau eben jetzt weniger gut aus. Farbe und Frische fehlte ihr, das graue Hauskleid kleidete ihr nicht, und das allzu schlicht aus dem Gesicht gestrichene Haar ließ die Züge zu stark hervortreten. Aber Alfred nahm eine Eigenthümlichkeit wahr, deren Ursprung er nicht gleich aufzufinden vermochte. Klein und zart, wie Anna war, weiblich und anspruchslos, wie sie sich in Kleidung und Bewegung zeigte, machte sie dennoch unwillkürlich einen männlichen Eindruck, wie sie jetzt da saß, den Kopf leicht auf die Hand gestützt, das Auge fest und ruhig auf ihr Gegenüber gerichtet.

Es ist selten, daß Frauen in der Ruhe und schweigend diesen Eindruck hervorrufen; gemeinlich beruht derselbe auf Aeußerlichkeiten, Stimme, Sprache, Kleidung oder Manier. Hier wirkte nichts von alledem mit, und doch war der Charakter des Männlichen unbestreitbar. Lag es in diesen stark ausgeprägten Zügen oder in dieser gesammelten Kraft des Nachdenkens, in dem gänzlichen, leidenschaftslosen Selbstvergessen über der Sache?

Alfred beobachtete scharf – aber keiner ihrer Blicke flog nach rechts oder links; nicht die kleinste Befangenheit, wie die Nähe eines fremden, eines jungen Mannes immerhin so leicht verursacht, schien sie zu beschleichen. Nicht ein einziges Mal suchte sie seine Aufmerksamkeit zu beanspruchen oder ihn in das Gespräch zu ziehen. Plötzlich kam Rotteck der Gedanke an Fräulein Ellinor, und mit einem Anflug von Humor suchte er

sich vorzustellen, was sie zu solcher Gleichgültigkeit der besten Partie des Landes gegenüber sagen würde. Er entsann sich auch des gestrigen Gespräches mit ihr. War es das, was sie meinte?

Der Rechtsfall war indeß kitzlich genug, des alten Rechtsanwaltes Interesse vollständig zu fesseln. Den Blick auf die Papiere geheftet, nahm er vorsichtig Punkt für Punkt durch.

»Und das Gut ging bisher stets auf den Aeltesten über?« fragte er.

Anna bejahte es.

»Dies würde auch jetzt der Fall sein, wenn das Gut der Familie verbleibt?«

»Jawohl; außer dem alten Brauch war das auch meines Vaters Wunsch und ausgesprochener Wille.«

»Wird aber verkauft, so wird getheilt?«

Auch dies bejahte Anna.

»Bei dem Vergleich wird für jedes der jüngern Kinder der Vermögens-Antheil sich bedeutend größer herausstellen, als die Auszahlungen, welche bei Erhaltung des Gutes dem ältesten Bruder auferlegt werden könnten oder vielmehr nach den Familien-Papieren auferlegt sind. Wie viel Geschwister sind Ihrer?«

»Vier,« antwortete Anna.

Der Rechtsanwalt strich wieder nachdenklich seinen Vollbart. »Was ist Ihre Ansicht?« fragte er dann abrupt, wie er meist sprach.

»Meine persönliche oder die meiner Familie?« fragte Anna zurück.

»Nein, Ihre eigene,« sagte er, sie dabei scharf fixirend.

»Mein Wunsch ist, daß das Gut unter jeder Bedingung der Familie erhalten werde,« antwortete sie so ruhig wie früher; aber in der Stimme zitterte ein Ton, der eine mächtige Bewegung verrieth.

»Das ist jedenfalls nicht zu Ihrem eigenen Vortheil,« sagte der Rechtsanwalt. »Für die Töchter scheint den Familien-Statuten gemäß am wenigsten gut gesorgt, und Sie persönlich könnten durch Verkauf und Theilung nur gewinnen.«

Etwas dunkeler brannte die Farbe auf Anna's Wangen. »Der persönliche Vortheil läßt sich in einer Principienfrage sehr leicht unterordnen und braucht nicht in Frage zu kommen,« gab sie zurück. »Etwas anderes ist es aber, ob man nicht im Interesse der jüngern Brüder Rücksicht darauf nehmen muß und deshalb einen Vergleich nicht zurückweisen darf. Sind die Chancen für den Proceß ganz ungünstig?«

»Das ist nach dem ersten Einblick schwer zu beurtheilen,« sagte der Rechtsanwalt. »Die Ansprüche des Gegners scheinen mir etwas gewagter Natur zu sein und durchaus nicht so klar, wie er behauptet.«

»Auf alle Fälle dann das Gut zu erhalten suchen!« rief Graf Alfred jetzt lebhaft dazwischen. Anna's Kopf erhob sich wie unwillkürlich bei seinen Worten. »Mit dem Grundbesitz allein ist die Stellung des Adels unauflöslich verknüpft,« fuhr der junge Mann fort. »Es ist der Boden, in dem er wurzelt, auf dem er seine Bestimmung erfüllt. Deshalb darf er sich dessen nur bei äußerster Nothwendigkeit entäußern Materiell,« wandte er sich an Anna, »mögen Ihre Geschwister etwas verkürzt werden bei Erhaltung des Gutes – im Gegensatz zum Verkauf. Aber auch sie sind Mitglieder des Adels, auch sie entnehmen ihm Vortheile und haben deshalb auch beizutragen zu den Opfern und Pflichten, die er erfordert. Die völlige Gleichstellung der Geschwister ist eine krankhafte Humanitäts-Idee, die am meisten zur Untergrabung der festen Stände im Staat beiträgt. Die festen Stände aber,« fuhr er, hingerissen von dem Gegenstand, fort, »gehören mit zu den Grund-Elementen der Staaten. Der Culturhistoriker hat wahrlich Recht, der das ganze Volksleben

auf die vier natürlichen Stände zurückführt, die Stände des Erhaltens und die Stände des Erwerbens, und deren Bestehen mit ihren Gegensätzen für eben so naturgemäß und nothwendig erklärt, als der Gegensatz von fest und flüssig im Naturleben ist. Wenn wir zurückschauen, finden wir diese Stände auch in jedem Staatsleben wieder, sobald es aus der ersten Kindheit heraustritt, bis zur Zeit der Ueberreife, wo alles wieder in Auflösung sich mischt. Bauer und Adel – die Stände des Erhaltens, Bürger und Arbeiter – die Stände des Erwerbens, sollen sich gegenseitig die Waage halten, jeder Stand ausgestattet mit dem ihm eigenthümlichen Stolz, der ihm eigenen Leistungsfähigkeit, mit den Vor- und Nachtheilen, die ihm anhaften, wie jedem irdischen Ding.

»Des Erwerbens erste Bedingung ist die Thätigkeit und eine gewisse Fessellosigkeit. Flüssig muß das Capitel sein, welches dem Erwerbenden zu Gebote steht; jeder Ort, der ihm günstig scheint, jeder Umstand, der ihm vortheilhaft winkt, muß ihm willkommen sein; im Wechsel der Dinge liegt sein Vortheil, und sei es seine Arbeits-, sei es seine Capitalskraft, wo er sie ausnutzen kann, da ist sein Daheim. Die Lichtseite dieses Standes ist die individuelle Freiheit, die ganz auf sich selbst beruht. Jedes einzelne Individuum beginnt wieder ganz von neuem die Bestimmung seines Lebens, unabhängig von der Vergangenheit, nur sich selbst verantwortlich, ob die Welle des Glückes und eigene Kraft ihn hoch empor reißt oder tief sinken läßt. Darin liegt ein großer Reiz und Genuß, ein Privilegium, das dem Menschen von großem Werth ist.

»Der Gewerbefleiß ist die Pulsader der Völker. Aber in dem flüchtigen Wechsel, in dem regen Treiben geht zu Grunde, was dem Menschen nur durch zähes Beharren erwächst: an materiellen Gütern das, was Ausdauer und Zeit dem Boden entlockt oder gibt, an idealen Gütern alle die, welche nicht dem

Vortheile dienen oder keinen augenblicklichen Glanz auf das Leben legen. Wer selbst erwirbt, will selbst genießen; das liegt im Menschen. Aber wo der Mensch nur das ist, was er leistet, da zieht der Egoismus ein; wo Einer den Andern überholen will, da läßt das ewige Schaffen die geistigen Regungen stocken, die idealern Zwecke fallen. Ein vorherrschend erwerbendes Volk ist stets ein egoistisches, ein nüchternes Volk; deshalb stehen glücklich ausgleichend dem gegenüber die Stände des Beharrens, – wo der Mensch, wenn er in's Leben tritt, seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft schon bereitet, seinen Lebensweg vorgezeichnet findet, und von dem Capital an Geld und Gut, an Ehre und Achtung, das schon Generationen für ihn hinterlegt, nur zu zehren braucht. Aber er erhält es auch gewissermaßen nur als Lehen, mit der ernstesten Pflicht, es so zu erhalten, daß er es dereinst unangetastet weiter vererben kann. Sein Streben soll weder sein, sich höher zu schwingen, noch sein Augenmerk, den Besitz zu vergrößern; denn immer soll das Ideale dem Materiellen das Gleichgewicht halten, weil der Erbe für beides verantwortlich ist. Dies sich Selbstbescheiden, sich Selbstbeschränken ist der Stempel seines Daseins. Er stützt sich auf die Vergangenheit, deshalb soll er die Zukunft nie für die Gegenwart aus dem Auge lassen. Er soll wachen über das, was nur Geduld und Zeit zum Austrag bringt: über die Schätze des Bodens, wie des Volkes, wie die des Geistes, die nur emporkeimen und gedeihen, wenn dasselbe Auge darüber wacht, dieselbe Hand sie pflegt, die Liebe, die von Vater auf Sohn sich vererbt, sie schützt. Der Ueberschätzung des roulirenden Goldes gegenüber soll er die stabile Scholle ehren; der fiebernden Hast materieller Interessen soll er die ruhige Anschauung höherer Principien entgegenstellen.

»Das ist's, was unbewußt der Bauer thut auf seinem eichenumhegten Kamp, das ist auch die Bestimmung des Adligen

auf seinem stillen Landsitz. Der Segen, der von ihnen ausgeht, bewahrt Boden und Volk vor der Ausnutzung, die nur leichte Spreu zurückläßt. Ihnen selbst wird dafür der Vortheil einer fest bestimmten Lebensmark, wo ihnen fern bleibt der unruhige Wechsel der bald in Ueberfluß schwelgenden, bald in bitterer Armuth darbenden erwerbenden Mitbrüder.

»Auf dieser Selbstbeschränkung, auf diesem sich Selbstbescheiden beruht aber auch die Stellung, welche die ältesten sowohl als die jüngern Geschwister dem Erbe gegenüber einnehmen, das ihnen zu Theil wird. Das Privilegium der gesicherten Stellung in der menschlichen Gesellschaft, unabhängig von äußern Glücksgütern, unabhängig fast von der Persönlichkeit, wird erkaufte durch ein gewisses Aufgeben der persönlichen Freiheit. Wenn der Aelteste oft auf Kosten seiner eigenen Freiheit und Neigung das Ganze für das Ganze zu erhalten suchen muß, – mag man ihm auch die festesten Verpflichtungen auferlegen – dann gebührt den jüngern Geschwistern das neidlose Entsagen, welches allein den Besitz vor Zersplitterung schützt und ihm überhaupt Wichtigkeit gibt. Die Wirksamkeit auf dem angestammten Boden, die Wirksamkeit durch den Grundbesitz beginnt erst, wenn er dauernd in einer Hand bleibt. Wenn auch in einzelnen Fällen durch Uebertreibungen die Bevortheilung des Aeltesten oft als Härte gegen die Jüngern erscheinen muß, so ist sie doch das einzige Mittel, das vor Zersplitterung der Güter schützt und dem Lande seine natürlichen festen Besitzer erhält. Ich verlange darin auch nicht mehr von den jüngern Kindern des Adels, als der Bauernsohn leistet, der in richtigem Verständniß seiner Standes-Ehre oft Jahre lang umsonst für Bruder oder Vater arbeitet, um sein Anerbe herauf zu bringen. Und Vortheile ziehen auch die jüngern Geschwister aus dem Erhalten des Besitzes: in den meisten Fällen eine sorgenfreie Jugend, alle Mittel der Erziehung und Bildung, und

den Namen, der ihnen von vornherein eine Stellung in der Gesellschaft gibt, wie oft das größte Vermögen sie nicht erkaufte. Damit ist ihnen Thür und Thor geöffnet zu jeder Thätigkeit im Staat, die Bedingung gegeben zum Entwickeln der eigenen Kraft. Im Staatsleben sollen ja alle Stände zusammenfließen, damit alle Anschauungen darin Vertretung finden. Wahrlich, es ist kein Heil für die jüngern Söhne, wenn sie nur müßige Verzehrer kleiner Renten werden! Vergißt aber der Adel den Grundsatz des Erhaltens, will der Aelteste nur nach eigener Willkür mit dem Erbgut schalten, will er der Pflicht, die er als Oberhaupt der Familie hat – und sie schließt stets die Sorge für die jüngern Geschwister ein – nicht eingedenk sein, oder will der jüngere Bruder nur habsüchtig berechnen, wie viel vom Ganzen ihm gebühre: dann freilich gibt der Adel sich selbst auf und verliert seine Bestimmung wie seinen Wirkungskreis.«

Alfred hatte mit der Wärme und Ausführlichkeit gesprochen, die eine klare, enthusiastische Ueberzeugung gibt. Anna's Augen hatten sich längst wieder gesenkt. Er konnte nicht sehen, ob sie seinen Worten gefolgt war, oder ob eigene Gedanken sie gefangen hielten.

»Theilt auch der kleine Grundbesitz, der minder begüterte Adel diese Bestimmung?« fragte Anna jetzt mit leiser, unsicherer Stimme. »Ist seine Erhaltung, wo jetzt nur große Mittel in der Welt von Bedeutung sind, nicht gleichgültig, fast thöricht?«

»Mit Nichten!« rief Alfred aufspringend. »Gerade im kleineren Adel ruht der größere Einfluß auf das Volksleben. Er ist es, der im steten und directen Verkehr mit dem Volke bleibt, indeß bei dem Reichbegüterten der Einfluß naturgemäß meist in die Hände von Untergebenen übergeht, die oft durchaus nicht in seinem Sinne handeln. Die kleinern Grundbesitzer gerade können, wenn ihnen der höhere Gedanke ihres Strebens nicht abhanden gekommen, einen sittigenden, veredelnden Einfluß auf

das Landvolk ausüben, von ihnen kann die Steigerung der Cultur, die Beschwichtigung oder Erhebung des Volksgeistes ausgehen – wie hundert Beispiele der Geschichte uns beweisen. Wir Reichen müssen es sogar gelten lassen: gerade der weniger begüterte Adel ist seinem Beruf, seiner stillen Wirksamkeit oft mehr gerecht geworden, als der reiche Adel, welcher leicht der Versuchung unterliegt, im Stadt- und Hofleben zu glänzen, oder, unersättlich im Haschen nach Gewinn, in die Reihen des Erwerbes zu treten, und der in dieser Weise nur zu oft seine Bestimmung verfehlt. Mancher schlichte Gutsbesitzer dagegen wurde der Hort einer ganzen Gegend, der Wartthurm jenes echten conservativen und religiösen Sinnes, an welchem mehr als ein Mal der unruhige Zeitgeist zerschellte. In dieser Beziehung ist der kleine Gutsbesitzer oft wichtiger als der große; denn nicht die Größe des Vermögens macht den Werth des Adels aus, sondern die Größe des Verständnisses, das er von seinem Stande hat.«

Graf Alfred schwieg. Unwillkürlich wandte er sich Anna zu, als suche und erwarte er ihren Beifall. Er hatte seine tiefste Ueberzeugung in Worte gefaßt; aber er glaubte auch ihre gemeinsten Wünsche und Gedanken damit getroffen zu haben.

Anna sah noch immer vor sich nieder. »Was Sie aussprachen, das war es, was mir unklar vorschwebte,« sagte sie endlich, noch grübelnd, wie es schien. »Aber in diesem besondern Falle dürfen wir doch vielleicht unsere Ansichten nicht zur Geltung bringen. Müssen wir uns nicht einfach an die Frage des Rechtes halten: was wir den jüngern Geschwistern entziehen dürfen oder nicht?«

Alfred stutzte, unangenehm berührt. Er hatte mindestens auf eine warme Zustimmung gerechnet, wie das bei einer mehr idealen Auffassung besonders Sache der Frauen ist. Ihr Einwurf ernüchterte ihn und verletzte in etwa seine Eitelkeit. Er sah nur kleinlichen Widerspruchsgeist darin.

»Für unsere Standesgenossen sind wir in Sachen, die unsern Stand angehen, auch die richtigsten Beurtheiler,« sagte er kühl. »Das andere ist nur ein Rechenexempel! Was sagen Sie, Mühler?«

»Daß der Herr Graf eine etwas lange Rede gehalten haben, die uns viel Zeit gekostet hat,« sagte der alte Rechtsanwalt ein wenig ironisch, indem er die Uhr zog. »Aber Sie haben schön geredet, wirklich Talent dafür. Ich denke Sie einst in unsern Kammern zu hören. Ihre Ansichten haben viel Wahres, und ich hoffe, Sie machen sich einiges davon selbst zu Nutze. Das stabile auf einem Fleck bleiben, zum Beispiel, wäre jetzt recht an der Zeit für Sie.«

Alfred lachte. »Theorie ist immer leichter als Praxis,« sagte er.

»Aber das gnädige Fräulein hat auch Recht,« fuhr der Rechtsanwalt fort, »wenn sie dafür ist, sich streng an dem prosaischen Rechtspunkte zu halten. Wenn man für Andere zu entscheiden hat, stellt man sich am besten auf den sichersten Boden. Die beste Ansicht hat ihre zwei Seiten, und wer weiß, ob der Andere die unsere später theilen wird. Doch Ansichten bei Seite, auch von meinem Standpunkte aus kann ich nicht dafür sein, daß man sogleich den Löffel in die Suppe wirft. Der Vergleichsvorschlag scheint mir ein Schreckschuß zu sein. Ehe wir capituliren, wollen wir sehen, wie es sich mit den Ansprüchen des Herrn Gegners verhält. Auf den größten Theil ihres elterlichen Vermögens müßte Ihre Frau Mutter ein Recht haben, und wie es sich mit den Lehnsgeschichten verhält, muß erst gründlich geprüft werden. Verkauft und getheilt kann das Gut noch immer werden. Was sagt denn Ihre Frau Mutter dazu?«

»Sie bangt sehr vor den Verwickelungen eines Processes,« sagte Anna.

»Und Ihr ältester Herr Bruder, den es doch eigentlich am meisten angeht?«

Anna erröthete wieder. »Mein Bruder Leo war nie viel zu Hause,« antwortete sie ausweichend. »Er ist auch nicht eigennützig – er meint, wenn es gut verkauft werden könnte, – das Gut wäre doch nie sehr einträglich gewesen.«

»Ach so! ach so!« brummte der Anwalt in sich hinein. »Dem jungen Herrn ist's nicht nach dem Geschmack, als einfacher Landjunker sich durchzuschlagen. Ja, ja, wenn's keine fetten Majorate mit so und so viel Pächtern und Rentmeistern gibt, dann kommt ihnen der Standpunkt als Aeltester oft curios genug vor – dann wären sie lieber das ganze Ding mit allen Mühen los. Aber da mag's doch heißen: das eine Mal recht, das andere Mal billig. Ich rathe für's erste wirklich den Vergleich ab,« fuhr er dann lauter fort. »Ich will aus den Papieren eine Zusammenstellung machen; die können Sie Ihrer Frau Mutter vorlegen; sie kann mit Andern Rücksprache nehmen. Zwei Ansichten sind besser als eine. Dann wollen wir mit dem Herrn Gegner ein Wort reden. Viele seiner Gründe sind wackeliger Natur. Ihr Herr Bruder wird es uns einst danken, daß wir dafür eintraten; später im Leben wissen die Herren ein festes Eigenthum zu schätzen.«

»Glauben Sie, daß Hoffnung ist, das Gut zu erhalten?« fragte Anna. Ihre Augen öffneten sich groß, es schimmerte feucht darin, und ihre Lippen bebten.

»Wir wollen mit Gottes Hülfe es versuchen,« sagte der Alte aufstehend, und streckte ihr die Hand entgegen. Beifällig nickend setzte er hinzu: »Ich glaube, wir werden gut mit einander auskommen, mein gnädiges Fräulein.«

»Darf ich im Bunde der Dritte bleiben?« mischte Rotteck sich ein. »Sie wissen, Fräulein von Kilmenau, ein Rechtsfall, ein raisonnabler Proceß ist uns hier zu Lande ein Leckerbissen – uns Allen steckt der Justizmensch im Blut.«

»Gewiß,« sagte Anna, »wenn Sie die Güte haben wollen, sich ferner dafür zu interessiren.«

»Aber wie lange? Verlassen Sie sich nicht darauf!« fuhr der alte Rechtsanwalt sarkastisch dazwischen. »Zu Anfang, ja, da interessirt ein Proceß; ließe er sich nur so geschwind abmachen. Aber wenn's heißt: Fuß beim Mal gehalten! ... namentlich ein so unruhiger Gast wie der Herr Graf. Festhalten, constant dabei bleiben, das ist die Hauptsache.«

»Ich glaube, Graf Rotteck kann ein sehr constanter Freund sein,« sagte Anna und sah offen und unbefangen zu ihm auf. »Jedenfalls werde ich ihm schon für diesen Anfang stets dankbar bleiben. Aber dürfte ich die Herren nicht bitten, mich erst zu meiner Mutter zu begleiten, um ihr in etwa Bericht zu erstatten?« frag sie, da sie sah, wie die Herren nach ihren Hüten griffen.

Der Rechtsanwalt schnitt eine saure Miene bei dem Vorschlag. »Geben Sie ihn in Gnaden frei,« rief Rotteck; »seine Zeit ist um, und unsere Vorarbeiten Ihrer Frau Mutter klar zu machen, dürfte auch mein von ihm so gering angeschlagener Geschäftsverstand genügen. Uebrigens,« setzte er hinzu, da er zufällig den Blick auf Anna warf, »würde ich Ihnen rathen, mein gnädiges Fräulein, jetzt gar nichts zu thun, als an Ihre Ruhe zu denken. Sie haben sich über Ihre Kräfte angestrengt.«

In der That hatte ihre Blässe plötzlich überhand genommen, und es schien ihm, als halte Anna sich nur mühsam an der Stuhllehne aufrecht. »Hat die Verhandlung Sie so angegriffen?« fragte er theilnahmvoll.

»Die Freude fast noch mehr als die Arbeit,« gab sie zurück. »Ich hatte gedacht, wir hätten gar keine Hoffnung mehr.«

»Lieben Sie Ihr Eigenthum so?« fragte er fast erstaunt.

»Ja,« sagte sie einfach; aber ihre Lippen zitterten.

Einen Augenblick blieb der Graf noch vor ihr stehen und sah sie forschend an.

Sie schien das gar nicht zu bemerken.

»Wie müßte sie lieben können!« dachte Rotteck, als er die Treppen hinabstieg, »wenn sie schon eine Sache so zu lieben vermag. Aber seltsam ist sie doch und jedenfalls nicht gerade wie ein Mädchen.«

Am Abend desselben Tages hatte der größere Theil der Gesellschaft sich wieder zusammengefunden bei einem ältern Herrn, der eine der Hauptstützen des geselligen Cirkels der Stadt war. Es war dies eine Zusammenkunft, wie sie gewöhnlich den größern Festen folgen. Der Gastgeber, ein unverheiratheter Mann, etwas Sammler, etwas Kunstmäcen, wollte nur Unterhaltung haben, und seine behaglichen Räume, die kleinen Kunstgalerieen glichen, wurden sehr geschätzt von Jung und Alt. Die Erlebnisse der vorigen Tage ließen sich so gut dort durchplaudern, und alle kaum begonnenen Interessen spannen sich arglos und bequem weiter bei der Besichtigung all' der tausend Sachen, die da ausgebreitet lagen. Leicht bildeten sich gesonderte Gruppen und unbeachtete *tête-à-têtes*. Wer die Gesellschaft behaglich kennen lernen wollte, mußte die Gesellschaften des alten Baron X. besuchen.

Frau von Kilmenau, wenn sie auch nach Fräulein Ellinor's Ausspruch durchaus nicht zu den bedeutenden Menschen zählen sollte, gehörte doch zu denen, die stets in der geselligen Welt sich gut zu orientiren wissen; und die Winke, welche Gräfin Rotteck, eingedenk ihrer Beschützer-Rolle, in dieser Hinsicht ihr gegeben, ließ sie gewiß nicht unbeachtet. Trotz der Anstrengung des Morgens war auch Fräulein von Kilmenau anwesend.

In einem der letzten Cabinete der langen Reihe von Zimmern, wo aller Orten die Möbel in der geschicktesten Wei-

se gruppiert waren, daß sie wie zum Plaudern einluden, hatte Anna Platz genommen. Aller Vorstellungen ungeachtet hatte anscheinend noch keine der jungen Damen sich mit der Fremden angefreundet. Wie höflich und freundlich sie Allen entgegen kam, schien sie doch für Jede etwas wirklich Fremdes zu haben. Baron Gleiwitz aber hatte seine Bekanntschaft vom gestrigen Abend gleich mit vielem Eifer erneuert. Eine Sammlung von Kupferstichen fesselte Beide schon geraume Zeit. Anna besonders hatte sich in die Beschauung des Schönen, das vor ihr ausgebreitet lag, vertieft.

»O, Baron X.,« sagte sie zu dem Hausherrn, der eben an sie herantrat, »welch' reizenden Aufenthalt haben Sie sich hier begründet! Wohin der Blick fällt, ruht er auf wahrhaft Schönerm oder Kunstvollem.«

Der alte Herr lächelte geschmeichelt über ihre Bewunderung. »Ein einsamer alter Junggeselle sucht sein Leben damit auszufüllen,« sagte er. »Aber erst wenn schöne Augen darauf blicken, gewinnt es an Werth. Sie haben meine Dürers bewundert – Kunstkennerin wohl, oder gar Künstlerin?« sagte er, sie aufmerksam betrachtend; denn ihre Worte hatten etwas Wärmeres als gewöhnliches Lob.

»Keines von beiden – nur Kunstgenießerin,« gab sie heiter zurück. »Ist das ein etwas schwerfälliges Wort, so zeigt es doch die leichteste Genußart an –, das Schöne auf allen Gebieten wird dabei ohne Schwierigkeit zur Freude.«

»Fräulein von Kilmenau liebt, wie ich bemerkt habe, die drastisch wiedergebenden Worte, wie Dürer die drastisch wiedergebenden Linien –, beide weit weniger Rücksicht auf deren Grazie, wie auf deren Klarheit nehmend,« sagte Baron Gleiwitz, indem seine dünnen Lippen sich sarkastisch verzogen. »Sie werden natürlich eine große Verehrerin z. B. dieses Blattes sein,« setzte er hinzu, einen der Stiche ihr zuschiebend.

»Das Gesicht ist lieblich,« sagte Anna; »aber ich ziehe doch die vollendeten Formen der italienischen Kunst unserer deutschen Herbheit vor, – wenn ich dadurch nur nicht zu sehr in Ihrer Achtung sinke,« setzte sie, zum Hausherrn gewandt, hinzu.

»Das ist nur ein neuer Widerspruch in Ihnen,« spottete Gleiwitz, sie von der Seite betrachtend. »Ihrer Stirne und einem gewissen Ernst in Ihrem Ausdruck gemäß müßten Sie für die solideste Schule schwärmen und eine Abneigung gegen alle heidnisch-antike Formenschöne zeigen. Was aber unsern Hausherrn betrifft, kann er mit seinem ganzen Kunstverständniß diese Trampelfüßchen der dicken Engelchen seines geliebten Dürer nicht vertheidigen.«

»Sie sind immer ein Spötter, Gleiwitz. Fräulein von Kilmenau würde ich noch bekehren – aber meine hausherrlichen Pflichten rufen mich leider zu früh fort: unsere reizende Comtesse erscheint ja eben. – Ah, willkommen, Comtesse Hedwig!« Und der alte Herr trat ihr mit mehr Eifer entgegen, als man seiner ruhigen Gemessenheit zugetraut hätte.

»Wenn sie so steif wäre wie eine seiner Dürer'schen *beautés* da, würde er sie wohl weniger bewundern,« meinte Gleiwitz.

Anna lachte. »Nein,« sagte sie, »die ist mehr wie von einem Titian oder Leonardo da Vinci hingezaubert – strahlend und doch lieblich! Sehen Sie nur,« fuhr sie enthusiastisch fort, »wie wundervoll sich ihr goldiges Haar von dem purpurrothen Vorhang abhebt! Wie reizend das einfache schwarze Sammetkleid ihre Gestalt zeichnet!«

»Es ist selten, daß eine junge Dame so die andere bewundert,« bemerkte Gleiwitz etwas scharf.

»Warum nicht?« gab Anna unbefangen zurück. »Warum sollen wir denn die Schönheit nur im Bilde sehen? Keine der Schönheiten hier,« sagte sie, die Hand auf die Mappe le-

gend, »erreicht sie auch nur im entferntesten. Sie thut recht, sich so eigenthümlich zu kleiden und möglichst alle unnütze Zuthat zu vermeiden. Das paßt gut zu dieser malerischen Erscheinung und hebt sie nur.«

»Was sie bei ihrer Jugend mit bewunderswerther Sicherheit schon weiß. Aber Sie, Fräulein von Kilmenau, sehen mehr mit Künstlerblicken, wie mit Damen-Augen,« setzte er hinzu, einen prüfenden, fast ungläubigen Blick auf seine Nachbarin werfend. »Sie müssen nicht viel unter jungen Damen gelebt haben.«

»Das habe ich auch nicht,« antwortete Anna einfach. »Wir lebten ziemlich einsam. Doch Sie scheinen Comtesse Hedwig nicht zu bewundern.«

»Was thut ein wenig mehr oder weniger Verehrung der Sonne, um die alles kreist? Sehen Sie nur, wie selbst das versteinerte Herz unseres Barons X. aufthaut. Aber Comtesse Hedwig scheint sein Rococo nicht zu lieben: ihr reizender Mund verzieht sich zum Gähnen. Das stört etwas den Titian-Eindruck. Die gemalten Schönheiten haben Einiges vor den lebenden voraus: sie gähnen nicht, sie schmollen nicht und sehen nicht verächtlich über die Schultern, was alles unsere *beautés* so oft thun, daß man kaum Zeit zur Bewunderung behält.«

»Ich glaube, Sie kritisiren so scharf, weil Sie sich fürchten, allzu sehr zu bewundern,« versicherte Anna, amüsirt durch seine Bemerkungen. »Aber jetzt wendet sich Comtesse Hedwig doch sehr liebenswürdig zu Jemand. – Wer mag das sein? Ich kann ihn nicht sehen.«

»Das wird wohl der Rechte sein,« meinte Gleiwitz. »Sind Sie noch so sehr Fremdling in Israel, daß Sie nicht wissen, wer der Rechte ist?« fuhr er fort, als sie fragend zu ihm aufblickte. »Die beste Partie des Landes und die Schönste des Landes – das gehört unfehlbar zusammen.«

»Sie meinen gewiß den Grafen Rotteck. Ich hörte den schon mehrfach so bezeichnen,« sagte Anna lebhaft. »Steht er der Comtesse Hedwig näher?«

»Für's erste werden sie nur noch zusammengestellt,« versetzte Gleiwitz phlegmatisch. »Aber man thut das in unserm Lande mit solcher Beharrlichkeit, daß das Zusammenfinden endlich von selbst kommt.«

»Ich glaube zwar nicht, daß Graf Rotteck in dem Punkte sehr traitabel wäre,« sagte Anna nachdenklich. »Doch würde es fast unnatürlich sein, wenn sie keinen Eindruck auf ihn machte, oder wenn er ihr nicht gefiele. Was für ein schönes Paar würde das sein!« setzte sie hinzu und ließ den Blick fast träumerisch auf Beiden weilen. Rotteck war jetzt so weit hervorgetreten, daß er von dem Cabinet aus sichtbar war.

»Meinen Sie?« sagte Gleiwitz, den spitzigen Schnurrbart noch spitzer drehend; und wieder sah er sie prüfend an, als wisse er nicht recht, was er aus ihren Worten machen solle. Er kam zu keinem andern Resultat, als daß sie entweder sehr naiv oder sehr geschult sein müsse.

Rotteck aber wandte sich um und bemerkte Fräulein von Kilmenau. Rasch kam er zu ihr. »Sie also doch hier?« sagte er lebhaft, ihr die Hand reichend. »Ich fürchtete fast, nach unserer Anstrengung von heute Morgen hätten wir darauf verzichten müssen, Sie hier zu sehen.«

»O, wir haben den guten Rath Ihrer Mutter nicht vergessen, und ich habe mich schon herrlich unterhalten.«

»Darf ich das als Compliment auf mich beziehen oder muß ich alle Ehre davon der Kunst überlassen, die uns umgab?« fragte Gleiwitz.

»Beiden,« sagte Anna aufrichtig. »Die Kunst hat großen Reiz, der Austausch der Gedanken jedoch den größern; am schönsten ist es, wenn beides zusammentrifft.«

Gleiwitz verbeugte sich mit komischer Grandezza. »Ein Compliment *impersonnel*,« sagte er lachend. »Fräulein von Kilmenau begründet alles sehr deutlich.«

Auch Rotteck mußte lächeln.

Ihre Redeweise war wirklich keine gewöhnliche. Sie sprach wie Jemand, der gewohnt ist, eine Sache erst erschöpfend zu überdenken, im Gegensatz zu dem leichten Vorübergleiten, den flüchtigen Berührungen des Welttones.

Graf Alfred war angeregt; er rollte einen Sessel näher. »Darf man?« fragte er. »Die größte Kunst unseres liebenswürdigen Wirthes liegt in diesen kleinen *établissements*, die sich trefflich zur wirklichen Unterhaltung eignen und die doch immer jeder Vergrößerung fähig sind,« setzte er galant hinzu, indem er sich niederließ. Sofort aber sprang er wieder auf; denn einige junge Damen, darunter Comtesse Hedwig, schienen jetzt auch Fräulein von Kilmenau bemerkt zu haben und traten heran, sie zu begrüßen.

Die Herren rückten eilfertig einige Sessel herbei; aber Hedwig lehnte ab, Platz zu nehmen. Fräulein von Kilmenau habe sich dieses Plaudereckchen so allein ausgesucht; da dürfe man nicht stören, meinte sie, blieb aber dennoch stehen im Kreise ihrer Begleiterinnen.

»Wir sind ganz unbewußt bei der Besichtigung der Kunstwerke endlich hier angelangt,« sagte Anna munter. »So viel wirklich Schönes sah ich noch nicht zusammen,« fuhr sie fort, zu Rotteck gewandt.

»Machen Sie unsern Wirth nicht eiteler als er ist,« warnte dieser. »Aber wirklich, er besitzt manches Sehenswerthe.«

»Ich habe noch nicht viel gesehen, da ich fast nie unser Daheim verließ. Aber Sie, Graf Rotteck, nicht wahr, Sie haben viel gesehen? Man sagte mir, Sie hätten all' die Gegenden durchstreift, von denen man nur träumt, all' die Schönheiten be-

wundert, nach denen man sich sehnt!« Es lag wirkliche Sehnsucht in der Art, mit der sie das sagte.

»Ja, viel Schönes habe ich gesehen, habe das Durchstreifen der Welt recht genossen,« erwiderte er, »und noch heute dünkt es mir der schönste Genuß. Nichts wandelt mich leichter an, als das Gefühl, daß so ein kleiner Erdenwinkel Einem sehr bald zu enge werden könne.«

»Das weiß ich nicht,« versetzte Anna sinnend. »Da stehe ich stets zwischen schlimmer Wahl – ich möchte gerne alles sehen und möchte auch gern an einem Orte festwurzeln.«

»Festwurzeln?« wiederholte Rotteck. »Sollte das nicht abstumpfend sein, besonders in unserm nüchternen Lande?«

»O nein,« rief Anna lebhaft. »Man wächst dann in alle Reize des Ortes, den man liebt, hinein. Das ist ein Genuß, der sich stets erneuert. Mit Menschen, die wir lieben, ist es ja auch so.«

»Finden Sie das?« fragte Rotteck zweifelnd. »Auf wie wenig Menschen und Orte mag das Anwendung finden.«

»Ich muß sagen, ich kann nicht begreifen, wie man nicht das Reisen als das Schönste schätzen kann. Ich finde, daß Graf Rotteck sehr Recht hat,« fuhr jetzt Hedwig etwas schnöde dazwischen. Sie fand es doch auffallend, daß er in ihrer reizenden Gegenwart sich so ausschließlich dem Fräulein von Kilmenau widmete. »Ich werde Papa noch in diesem Frühjahr zu einer Schweizerreise bewegen,« fuhr sie fort, »und werde nicht ruhen, bis wir die höchsten Gipfel erstiegen haben und an den gefährlichsten Stellen waren. Edelweiß will ich pflücken, eine Gemse schießen und mindestens ein Mal bei den Gletschern übernachten.«

»O Hedwig!« schauderten die jungen Damen ringsum. »Du hast immer merkwürdige Wünsche!«

»Ich lasse mir einen ganz besondern Anzug dazu anfertigen: Lodenjacke, Bundschuh mit Nägeln und Gamaschen – und

nichts von all' diesem Plunder,« setzte sie hinzu, verächtlich die weißen Spitzenärmel zurückwerfend, daß ihr schneeiger Arm daraus hervorblitzte.

»O Hedwig!« klang es wie im Echo wieder von all' ihren Begleiterinnen, »du bist so schrecklich kühn! Du bist schlimmer wie ein Mann.«

»Könnte man nicht polizeilich gegen so offen ausgesprochene Anschläge auf das Leben Ihres Herrn Vaters einschreiten?« secundirte Gleiwitz lachend. »Was sagen Sie, Rotteck? Fällt das nicht unter den Paragraphen von der vorsätzlichen Tödtung?«

Aber Rotteck sagte nichts; er sah die schöne Sprecherin an, deren schlanke Gestalt sich so anmuthig bei ihren kühnen Plänen emporstreckte, auf die Augen, die so groß dabei strahlten; vielleicht überhörte er dadurch ganz, was sie sagte.

»Comtesse Hedwig,« ergänzte Anna, »wird zwar in der Lodenjacke allerliebst aussehen; aber wenn sie erst dort ist, wird sie doch sehen, daß man mit einigen Gefahren nicht spassen darf.«

»Sie waren doch selbst nicht dort,« sagte Hedwig spitzig. »Sie sagten ja eben, Sie wären stets festgewurzelt auf Ihrem Gut gewesen.«

»Ja,« sagte Anna, halb freundlich, halb schelmisch zu dem schönen Kinde aufsehend, »aber in Einiges kann man sich doch auch hinein denken.«

»Ach so,« sagte Hedwig, die Schultern in die Höhe ziehend. »Freilich, Sie sollen ja sehr viel wissen – ich bin nur ein einfaches Naturkind,« und sie warf dabei ihre Locken zurück, daß sie hübsch natürlich zum Nacken niederfielen.

Dennoch mußte Anna unwillkürlich an die Bemerkung des Barons Gleiwitz über die lebenden Schönheiten denken.

»Nun,« fiel Rotteck beschwichtigend ein, »ich hoffe, wir finden Mittel und Wege, Comtesse Hedwig von der Ausfüh-

rung allzu lebensgefährlicher Projecte abzuhalten. Bis jetzt haben wir uns aber noch nicht ein Mal erkundigt, wie die Damen nach den Strapazen des gestrigen Abends auf dem ebenen Boden unseres Ballsaales sich befinden.«

»Als ob das Ermüdung wäre!« sagte Hedwig. »Heute Morgen bin ich mit meinem Vater schon ausgeritten, habe einen Spaziergang gemacht, und heute Nachmittag hatten wir Commissions- und Visiten-Fahrt.«

»Ich muß anders eingestehen,« sagte Anna; »ich habe den ganzen Nachmittag geschlafen.«

»Und das war gut. Es war schön, daß Sie den Rath befolgten.« Graf Rotteck glaubte das übermüdete Gesicht vom Morgen wieder vor sich zu sehen.

»Wie zart Sie sein müssen!« sagte Hedwig, noch gereizter durch die vertrauliche Art und Weise, wie Rotteck mit Anna sprach. »Ich dachte nicht, daß Sie so eifrig getanzt hätten.« Mit den letzten Worten wandte sie sich um und rauschte aus dem Cabinet.

Die jungen Damen folgten ihr wie im Schlepptau, in das selbst Gleiwitz verwickelt zu werden schien; denn auch er schloß sich ihnen an, wenn auch nur, um der schönen Comtesse zu versichern, daß er ihre Tagesbeschäftigung für sehr passende Vorübung zur Gletscher-Reise halte, da so viel Bewegung die Glieder zum Chimborasso-Besteigen stählen könne.

Aber Hedwig, als sie nur ihn gewahrte, war ungnädig und fragte, ob er sich denn von Fräulein von Kilmenau endlich habe trennen können; freilich müsse man den Widerspruch so lieben, wie er es thue, um sie angenehm zu finden. Wahrscheinlich, um ihm ihre Ungnade recht gründlich darzuthun, wandte sie sich gleich von ihm fort dem Clavier zu. Baron X. ließ es natürlich an einem guten Instrument nicht fehlen, um auch der edeln Musica gerecht zu werden. Und man brauchte

Hedwig diesen Abend nicht, wie meist, lange zu bitten, ehe sie die Gesellschaft mit ihrer hübschen Stimme überraschte, die kleine Volkslieder allerliebste vorzutragen wußte.

Gleiwitz flüsterte zwar, etwas gereizt durch die kurze Abfertigung, einer andern jungen Dame zu, »die reizenden Jodler seien auch schon echt schweizerisch: das Zeichen, was die Sennerin dort ihrem Bub gebe,« worüber die junge Dame eine ganze Weile in ihr Taschentuch kicherte.

Aber für Rotteck schienen für den Augenblick alle einheimischen wie schweizerischen Zeichen verloren. Er fand seinen Platz zu behaglich, um ihn zu verlassen. Vielleicht hatte auch ihn die Spitze verletzt, die in Hedwig's letzten Worten gelegen. Er hatte die flüchtige Röthe bemerkt, die über Anna's Gesicht zog, und in dem Gefühl, die Verletzung wieder gut machen zu wollen, sich augenblicklich ihr wieder zugewandt.

»Also wirklich gründlich geruht?« begann er, mit Gewandtheit die Klippe umgehend und zu ihrem persönlichen Interesse sich zurückwendend. »Ich hätte kaum erwartet, daß Sie so folgsam sein könnten,« setzte er scherzend hinzu.

»Warum nicht?« meinte sie einfach. »Sie hatten Recht: die Spannung der vorigen Tage war fast zu viel gewesen.«

»Mit Freuden sehe ich,« sagte Rotteck, sie betrachtend, »daß Sie zu den glücklichen Menschen gehören, welche den Ballast des Lebens aufzunehmen wie zur Seite zu legen wissen – der erste Grundstein zum Glück.«

»Glück, Glück« wiederholte sie, »was ist Glück? Man sucht es stets und findet es doch fast nie *en bloc*, als ein großes, festes Ganze; wenigstens thut man gut, nicht darauf zu warten. Ich sehe das Glück wie ein Mosaikbild an, zusammengesetzt aus tausend kleinen Steinchen, aus all' den lichten Stunden, aus all' den schönen Empfindungen, die das Leben bringt. Wenn man die aufzusuchen weiß, und auch das Kleinste darin

zur richtigen Geltung kommen läßt, dann bekommt man ein lichtes Lebensbild selbst auf dunkelm Grunde.«

»Das ist ein hübscher Vergleich,« sagte Rotteck, fast gerührt von ihrer poetischen Ausdrucksweise, die seltsam abstach gegen die reale Art, die sie am Morgen gezeigt. »Mit der Ansicht können Sie nie lange unglücklich sein.«

»Das wäre möglich,« stimmte sie bei. »Ich wundere mich selbst oft über meine Fähigkeit des Genusses – besonders wenn ich sie mit der Anderer vergleiche. Mein guter Vater sagte mir wohl, was Sie eben gesagt.«

»Sie müssen ein großer Liebling Ihres Vaters gewesen sein.«

»Nein,« erklärte sie ruhig, aber mit solcher Bestimmtheit, daß Rotteck sie erstaunt anblickte. »Nein.« Ein eigenes Lächeln spielte um ihre Lippen. »Menschen meiner Art sind keine Lieblinge; man liebt sie nicht, man braucht sie nur. Unsereins kann so gut allein gehen, daß es überflüssig ist, uns zu lieben.«

»Fräulein von Kilmeneau!« rief Rotteck aus; »Sie haben Unrecht: feste Charaktere verdienen ja erst recht unsere ...«

»Hochachtung,« ergänzte Anna. »Wenn es nicht profanierend klänge, könnte ich einen biblischen Beweis anführen. Ohne weitem Vergleich zu ziehen: Petrus und Johannes. Johannes lag an des Herrn Herzen, wenn Er auch auf Petrus Seine Kirche gründete. Das ist immer so: die Einen liebt man, die Andern nutzt man. In der einfach hingebenden Liebe liegt auch so unendlich Schönes, mehr vielleicht, wie die Kraft je bieten kann.«

»Wenn Sie das Wort nicht so haßten, möchte ich es Ihnen jetzt wahrlich entgegenhalten: wer kommt auf solch' originellen Vergleich!«

»Aber er liegt ja ganz nahe,« sagte Anna, als habe sie das gewöhnlichste Gleichniß der Welt gewählt. »Gott braucht eben stets verschiedene Anlagen, wie in der Natur Blume und Baum.«

»Und Sie zählen sich zur Gattung der Bäume?« frug Rotteck etwas ironisch. »In der Sprache der Poesie ist das die Bezeichnung, die uns Männern zukommt.«

»Ich zähle mich nicht dazu; aber man muß sein, was man ist. Vielleicht kann es auch recht schön sein, so selbständig nur auf sich zu beruhen, Andern zum Nutzen.«

»Und glauben Sie, daß diese Lebens-Auffassung Ihnen stets genügen wird?« Gereizt durch einen etwas siegesgewissen Ausdruck in ihrem Gesicht, fuhr er fort: »Wissen Sie, daß das eigentlich nur das Recht unserer männlichen Kraft ist?«

»Gewiß,« sagte sie ruhig; »und in der Kraft des Geistes wie des Körpers erreichen wir die Männer auch nie.«

»Gestehen Sie das ein?« fragte er befremdet; denn nach dem Eingang hatte er eine lebhafte Vertheidigung der weiblichen Geisteskraft erwartet.

»Warum nicht?« sagte sie gelassen. »Eine Frau, die nur in etwa ihre Denkkraft geprüft hat, muß das einsehen. Nur in einem Punkte glücklicherweise können wir den Mann ganz erreichen, da gibt es keinen Unterschied« Sie hielt inne.

»Nun?« fragte er forschend.

»Beide, Mann wie Weib, sind Hauch aus Gottes Mund, in der Seele gleich, für ein gleiches Ziel bestimmt, und zu dem einen Ziel wenigstens mit gleichen Kräften ausgestattet. Das ist die einzige Fundgrube von Kraft, die auch wir besitzen,« setzte sie hinzu, in einer Weise, als habe sie vergessen, daß sie mit Jemand spräche, als beantworte sie ihre eigenen Gedanken.

Auch er schwieg. Die einfache Schönheit des Gedankens, die eigenthümliche Auslegung eines oft besprochenen Grundsatzes hatte ihn eigenthümlich berührt.

Er erwartete, daß sie in dieser Weise fortfahren würde; aber wieder, wie gestern, plötzlich ablenkend, sagte sie: »Wie lieb-

lich Comtesse Hedwig singt! Ist es nicht schade, hier den Genuß zu versäumen?»

»Sie meinten vorhin, daß Austausch der Gedanken höher stehe als die Kunst,« wandte Rotteck ein. »Sollen wir uns das jetzt nicht zu Nutzen machen? Comtesse Hedwig's liebliche Verlockung bleibt uns auch später noch – übrigens, wozu zählen Sie sie mit ihren energischen Plänen?»

»O, sie ist ganz Blume, trotzdem sie es nicht sein will, – selbst in ihren kleinen Schattenseiten,« sagte Anna lächelnd.

»Finden Sie das so reizend?»

»Ja, etwas ganz zu sein, ist das Glücklichste und Natürlichste,« sagte Anna jetzt aufstehend, als wolle sie die Unterhaltung abbrechen.

»Und glauben Sie, daß das Glücklichste und Natürlichste auch das Beglückendste für Andere ist?»

»Wissen Sie, was mein zweites Glücksrecept ist?« fragte sie zurück, mit raschem Verständniß für alles Ungesagte, was in seinen Worten lag. »Mehr an das Glücklichmachen als an das Glücklichwerden zu denken.«

»Mich haben Sie wohl in Verdacht, nur das letztere zu thun?« sagte er lachend.

»Ja,« gestand sie mit großer Aufrichtigkeit.

Rotteck verbeugte sich: »Sie sind eine scharfe Rathgeberin, und ich will es mir merken. Ihre Gedanken gehen wirklich ihre eigenen Wege.«

»Ich weiß nur nicht, warum ich sie Ihnen ausspreche. Sie haben eine Art, welche die Rede weckt,« sagte Anna.

»Ist es Ihnen unlieb?« Es lag vielleicht mehr wie eine einfache Frage in der Betonung, mit der Rotteck sie stellte. Aber verstand Anna solchen Ton nicht?

»Nein,« erwiderte sie so ruhig wie vorher; »es ist das sogar sehr angenehm bei einer Unterhaltung.«

›Sehr angenehm bei einer Unterhaltung, klingt etwas kühl, wenn man glaubt, recht tiefe Saiten berührt und durch seine Persönlichkeit ein Interesse geweckt zu haben. Kühl wehte es auch den jungen Mann an. Die Unterhaltung, die ihn eben noch gefesselt, schien ihm plötzlich sehr lang geworden.

Sie waren im Vorschreiten der Thüre des Salons schon näher gekommen, und lebhafter, als sein bisheriges mangelhaftes Zuhören es rechtfertigte, betheiligte Graf Rotteck sich plötzlich an dem allgemeinen Beifall, welcher der Sängerin eben gezollt wurde. Als habe er eine Versümmniß gutzumachen, schloß er sich fast eifrig denen an, die jetzt der schönen Hedwig näher zu kommen suchten, um ihr Lob zu spenden. Obgleich Viele sie umringten, machte man ihm Platz, so daß er sich bald an ihrer Seite befand. Aber Hedwig's Kopf wandte sich für dies Mal nicht sogleich nach ihm um.

Hedwig war viel jünger als Anna Kilmenau; aber in einer Sache schien sie doch unendlich erfahrungsreicher. Wie verstanden diese braunen Augen sich abzuwenden, wie konnten sie so abweisend ausschauen und wußten doch so genau, wann der Strahl wieder aus dem Gewölk hervorbrechen mußte, um lieblich verlockend an sich zu bannen! Alfred Rotteck hatte schon bei manchem schönen Augenpaar solch' Spiel gesehen und verstand es zu lesen. Es erheiterte ihn, wie das trotzige Kind ihn für seine Vernachlässigung bestrafen wollte. Auch er versuchte, was seine Blicke vermochten; denn leise schmeichelnd zog das Gefühl doch ein, daß um seinetwillen diese schönen Augen so zu grollen, so zu strahlen wußten; – wie eine Abspannung, wie eine Beruhigung war es ihm nach all' den ernstesten und anregenden Gedanken, in denen er sich eben bewegt hatte.

Von Hedwig's rosigen Lippen flossen der schelmischen kleinen Lieder noch manche. Ihre Finger liefen über die Tasten

und schienen wie in Rosenfarbe getaucht. Blütenweiß hob sich der schlanke Hals aus dem ernsten, schwarzen Sammet. Rotteck mußte dem Gleichniß Recht geben: »Ganz wie eine Blume.« Ja, selbst die Schattenseiten wurden licht dabei. Diese kleinliche Gereiztheit vorhin, die ihn so unangenehm berührt hatte – er belächelte sie jetzt. Echt weibliche Eifersucht – und Eifersucht um ihn!

Hatte das dunkle Mädchen auch darin Recht, daß das Natürlichste auch das Glückichste sei? Hedwig brauchte den Abend hindurch ferner nicht mehr über die Lässigkeit ihres Verehrers zu klagen, so eifrig blieb er an ihrer Seite. Doch schweiften seine Blicke öfter zu der Andern zurück, vielleicht weil er deren Aussprüche so bewahrheitet fand. Wähnte er, daß sie ihn vermisse? Aber der Hausherr hatte sich Anna's bemächtigt, stolz darauf, Jemanden gefunden zu haben, der Interesse für seine Kunstschatze zeigte, und dem er sie erklären konnte. Rotteck kannte seine etwas langweilige Manier dabei. Anna's Gesicht war aber kaum weniger belebt als vorher. Sie schien sich ganz der Sache hinzugeben, unbekümmert um die Person.

Alfred wandte sich unmuthig ab: »Jeder scheint ihr zur angenehmen Unterhaltung zu dienen,« dachte er verdrießlich. »Am liebsten hört sie sich selbst.«

IV.

Des wenig befriedigenden Schlusses ungeachtet, den Rotteck an jenem Abend gezogen, blieb er seinem ersten Interesse für die Kilmenau'schen Geschäfte treu. Er hatte nicht Unrecht gehabt, wenn er sich, wie all' seinen Landsleuten, eine besondere Vorliebe für Rechtsfälle vindicirte. Die Behauptung oder Verfechtung eines Rechtes scheint mehr oder weniger jedem

Westfalen angeboren, mag es in einem gewissen zähen Rechtsbegriff überhaupt liegen, oder in dem Reiz des Ergründens und Erforschens, was Scharfsinn und Geduld herausfordert: beides die dort vorwiegenden Eigenschaften. In wie weit die nationale Anlage in diesem Falle mitwirkte, ließ sich nicht sagen. Jedenfalls hatte der alte Mühler keine Veranlassung, über ein Nachlassen des Eifers bei dem jungen Grafen zu klagen, ob schon der Carnevall mit all' seinen Zerstreungen sein Recht geltend machte.

Nachdem der Vergleich zurückgewiesen, hatte die Sache den gewohnten Rechtsweg genommen, doch unter Mühler's Leitung günstig für die Partei Kilmenau. Er hatte eine ganz andere Auffassung darin entwickelt. Vieles hing ab von dem Auffinden verschiedener Papiere und älterer Gesetze, und das machte Rotteck sich zur besondern Aufgabe, wobei er viel Fleiß und Ausdauer entwickelte. Sein Verkehr in dem Kilmenau'schen Hause und fast ausschließlich mit Anna blieb natürlich dadurch ein steter, da bald diese bald jene Mittheilung, die eine oder die andere Frage zu erörtern war. Es verflossen wenig Tage, wo nicht Grund zu solchen Conferenzen vorlag. Rotteck schien stets mündliche Besprechungen für nothwendig zu halten. Die einfache Art, wie Anna seine Mitwirkung annahm, sie stets bloß auf die Sache selbst beziehend, machte den Verkehr der jungen Leute besonders ungezwungen und anziehend. Stunden lang brachten sie oft in ernstern Verhandlungen zu; vergilbte Papiere des trockensten Inhaltes bildeten Ausgang und Endziel des Gespräches.

Rotteck konnte wirklich vergessen, daß es nicht ein Freund sei, der ihm gegenüber Platz genommen, so wenig erinnerte dieser Verkehr an die üblichen Unterhaltungen mit jungen Damen, wobei doch meist ein gewisses persönliches Interesse, wenn auch in verstecktestem Maße, zur Geltung kommt.

Sein schroffes Urtheil aber konnte er selbst nicht bestätigt finden. Wenn er von Anna gesagt, daß sie sich selber gern höre, so mußte er sich eingestehen, daß er ihren Geschmack darin durchaus theilte. Denn ihre Unterhaltung verleugnete die Eigenthümlichkeit nie, die ihn gleich zuerst so angeregt hatte. Ob sie nun wirklich bloß bei dem trockenen Geschäft bleiben oder, wie es in der Sache selbst lag und auch allmählig Gewohnheit wurde, zu allen möglichen daran grenzenden Thema's abschweiften, Anna schien alles mit gleichem Interesse zu umfassen. Dabei war es weder ein besonders reiches Wissen noch eine außergewöhnliche Ausbildung, worauf der Reiz ihrer Unterhaltung beruhte. Das Angelernte schien nicht umfassender zu sein, als in den gewöhnlichsten Fällen. Aber Anna hatte Gedanken, Gedanken, von denen man kaum wußte, ob sie mehr dem Verstand oder dem Gefühl entsprangen. Während sie eigene Meinungen kund gab, besaß sie auch das Talent, verständnißvoll auf die Ansichten Anderer einzugehen, sogar sich völlig unterzuordnen, wenn die Sache ihr Verständniß überstieg oder wenn sie überzeugt war.

Für Rotteck lag viel Anziehendes darin, und er mußte sich selbst gestehen, daß dies hauptsächlich auf der Neuheit der Erscheinung beruhte. Mit wie viel Frauen er schon im Verkehr gestanden, was für Schattirungen in deren Art und Wesen er schon kennen gelernt, er hätte Anna zu keiner derselben zu zählen vermocht. Ihre innere Fertigkeit und Unabhängigkeit stellte sie eigenthümlich vereinzelt hin.

Die Freundschaft der Väter schien sich auf die Kinder vererben zu sollen, doch ging sie dabei nicht stets auf ebener Bahn.

Alfred war gewohnt, seine Meinungen durchdringen zu sehen. Das lag in seinem Geist und Wissen, die beide von großer Tüchtigkeit waren, in wirklicher persönlicher Liebenswürdigkeit, die leicht überzeugende Wirkung hat, und war zugleich

eine Folge seiner Stellung und Erziehung, da er stets von Entgegenkommen und Rücksichten umgeben gewesen.

Anna faßte die Stellung zu ihm so ruhig als gleichberechtigte Freundschaft auf, sie war meist so vertieft in die Angelegenheit, daß nie irgend ein persönlicher Eindruck Platz zu finden schien. So harmonirte sie öfter mit dem alten Mühler in den geschäftlichen Auffassungen, als mit Rotteck, und war dadurch, sowie durch ihre Ruhe, ein großer Liebling des alten Anwaltes geworden. Sein fester Standpunkt auf dem buchstäblichen Rechte beschwichtigte ihre Gewissenhaftigkeit eher, als Rotteck's mehr principielle Anschauungen, denen gegenüber sie, wie am ersten Tage, sich sehr zurückhaltend verhielt. Rotteck wollte oft nur verkappten Widerspruch darin sehen, nannte es kleinlich und ängstlich. Sie hatte lachend ein Mal auf ihre weibliche Berechtigung zu diesen Eigenschaften sich berufen. Im eifrigen Wortgefecht war Rotteck nahe daran gewesen, zu erwidern, daß er ihr diese Berechtigung am wenigsten zugestehen könne. Und doch, warum hätte er sie unweiblich nennen sollen? Nichts in ihr gab eigentlich Anlaß dazu. Ihre Sprache war sanft, ihre Bewegungen waren ruhig, wohlthuend; einfach und harmonisch war sie selbst in ihrer Kleidung. Dennoch meinte er eine gewisse Härte durchzufühlen.

Wie er bei näherer Kenntniß der Familie einsehen lernte, hatte Anna noch wenig gesagt, als sie sich die ausführende Persönlichkeit nannte; in der That ruhte alles auf ihr. Der Mutter Unbedeutendheit schien sich auf Anna's ältesten Bruder übertragen zu haben, und war bei ihm mit Leichtsinn vermischt, so daß kaum jemals die nöthigste Auskunft von ihm zu erlangen war. Mit langweiliger Leichtfertigkeit kam er meist auf seinen ersten Satz zurück: »mit dem alten Ding doch möglichst kurze Umstände zu machen,« ohne je ein tieferes Verständniß zu zeigen. Dann bemerkte Rotteck wohl, wie Anna's Lippe bebte,

wie eine Thräne das Auge zu verdunkeln schien; und mitleidsvoll dachte er, wie jung sie sei für so ernste Sorge.

Doch blieb dies Gefühl nur ein vorübergehendes. Denn mit dem gleichen Eifer, mit der gleichen Festigkeit nahm sie stets ihre Aufgabe sofort wieder auf, ohne je eine Klage zu äußern oder irgend Theilnahme herauszufordern. Sie schien gewohnt, alles mit sich selbst abzumachen. Er bewunderte ihre Ausdauer, und obwohl fast ein Widerspruch darin lag, konnte er doch nicht leugnen, daß es eine gewisse Abneigung in ihm erweckte, wenn er sie so eisern, mit ganzer Seele bei der Sache fand, als sei das Geschäftliche das Feld, auf dem sie sich gern bewege.

Leicht empfindet der Mann Aehnliches, wenn er die Frau auf einem Gebiete trifft, das nicht das ihre scheint! Rotteck brachte wohl nicht genug in Anschlag, daß immerhin der tüchtige Mensch eine Freude an der Thätigkeit gewinnt, auf die er sich angewiesen sieht.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte aber herausfinden können, daß der Graf sich an solchen Tagen stets besonders duldsam gegen die Launen und Einfälle der schönen Hedwig verhielt, welche alle für die junge Damenwelt bestehenden strengern Gesetze zu überschreiten suchte und sich nur im Ungewöhnlichen zu gefallen schien. Er selbst zündete ihr die Cigarre an, allen würdevollen Matronen zum Trotz, die kopfschüttelnd diesen Uebergriff sahen, und er saß auch neben ihr, wenn sie in kühner Fahrt ihren Scheckenzug durch die Straßen lenkte, das Casquet herausfordernd auf die blonden Locken gedrückt, doppelt zart und liebreizend in den rauhen Stoffen erscheinend, in die sie mit Vorliebe sich kleidete – »weiblichen Tand verachtend«, wie sie stets behauptete.

Alfred lächelte zu ihren Worten wie zu ihrem Thun. Was waren diese kleinen Uebergriffe, bei denen das wahre Weib

doch aller Orten herausschaute, gegen die männlichere Gesinnung der Andern?

Aber trotzdem, daß man ihn so viel in der Nähe des schönen Mädchens sah, und selbst der Volksmund sie längst zusammen nannte, verstrich viele Zeit. Andere weniger geübnete Verhältnisse waren schon zum Abschluß gekommen, andere Liebespaare hatten seitdem sich schon gefunden – aber die Frage bezüglich des Grafen Rotteck schien dieselbe wie am ersten Tage.

Die Carnevalszeit, von so ungewöhnlicher Länge sie in dem Jahre war, ging endlich doch dem Ende entgegen, als eines Nachmittags, wo alles auf die Promenade herausgeströmt war und in den ersten, milden Februarstrahlen sich sonnte, Rotteck von dort abschweifte und den Weg zu Kilmenaus einschlug – war es, daß er unter den Spaziergängern umsonst nach Hedwig's schlanker Gestalt gespäht hatte, war es, daß er sich der Nothwendigkeit einer jener mündlichen Conferenzen entsann, die ihm fast zur Gewohnheit geworden. Er hatte die glückliche Auffindung eines nöthigen Papierses zu melden, und das schien ihm Ursache genug.

Schon bei seinem Eintritt in das Vorhaus hörte er ein wirres Durcheinander von Stimmen, und als er die Thüre des Salons öffnete, blieb er erstaunt halten.

»Wenn ich Sie von so viel Verehrern umgeben finde, werde ich mich wohl zurückziehen müssen,« rief er gut gelaunt. Denn um einen großen Tisch versammelt sah er eine Schaar von Knaben, vom kleinen Buben im Kittel bis zum unternehmenden Schüler, der die Gymnasiastenkappe tragen durfte. Mitten zwischen ihnen saß Anna, augenscheinlich eben so eifrig bei dem Spiele als die Uebrigen. Die beiden Jüngsten schienen sich dabei in ihren Schutz begeben zu haben; denn die dicken, runden Kinderarme umklammerten sie, und die

Krausköpfe schmiegeten sich so dicht an sie, daß sie keiner ihrer Bewegungen Herr war.

Bei der Anrede Rotteck's sah Anna auf und befreite sich möglichst aus der gezwungenen Umarmung. Gute Freunde seien allezeit willkommen, meinte sie, und selbst ein friedlicheres Plätzchen als dieses hier sei in der Mama Zimmer noch aufzufinden; dies sei den Geburtstagsgästen freigegeben.

Die Geburtstagsgäste zeigten aber sehr enttäuschte Gesichter, als Anna Miene machte, mit dem »Besuch« sie zu verlassen. Doch Rotteck rief heiter: »Geburtstagsgäste! Wer feiert Geburtstag hier? Geburtstag feiere ich leidenschaftlich gern. Bei wem darf ich mich zu Gast bitten?«

»Bei Richard,« sagte Anna, mit einigem Stolz auf ihren jüngern Bruder zeigend, einen hübschen vierzehnjährigen Knaben, dem die dunkeln Augen und festen Züge, die er mit der Schwester theilte, unendlich viel besser standen als dieser.

Rotteck, der öfter bei Anna eine Vorliebe für diesen Bruder wahrgenommen zu haben glaubte, schüttelte dem Knaben herzlich glückwünschend die Hand. Dann eine der beiden kleinen Kletten an Anna's Seite mit kräftigem Griff emporhebend, sagte er heiter: »Den Platz habe ich mir erobert. Nun, Jungens, was für ein Spiel ist im Gange? Ich bin mit dabei, wenn ihr mich haben wollt.«

Der laute Jubel, der bei seinen Worten ausbrach, zeigte am besten, wie aner kennenswerth man seinen Vorschlag fand. Eine zwölfjährige Weisheit aber meinte bedenklich: »Die Großen dürfen eigentlich nicht neben einander sitzen; dann spielen sie nicht ordentlich und sprechen immer miteinander.«

Rotteck mußte über des Buben Bemerkung lachen und konnte sich nicht enthalten, einen Blick auf Anna zu werfen, ob sie die Anspielung gehört oder verstanden habe. Wenn er aber gedacht hatte, auch ihr müsse es eine kleine Verlegenheit

bereiten, hatte er geirrt. Nicht einen Anflug davon konnte er wahrnehmen, nicht eine Secunde wandte sich ihr Blick scheuer zur Seite.

»Du sollst Staatsmann werden mit deiner Vorsicht,« gab sie dem Buben in scherzendem Tone wie bisher zurück. »Graf Rotteck, was meinen Sie, sollen wir so schnödes Mißtrauen mit kalter Verachtung strafen, oder uns ihm fügen?« Seine Nähe oder Entfernung schien ihr so gleichgültig, wie die irgend eines aus der versammelten Schaar.

»Ganz wie Sie befehlen,« sagte Rotteck, stand aber sofort auf, um einen entferntern Platz einzunehmen. Eines kleinen Aergers, so ganz außer dem Bereiche ihrer Gefühle zu stehen, konnte er sich nicht erwehren. Diese Mißstimmung wich fast wider seinen Willen bald der allgemeinen Heiterkeit.

Ein Reiz, von dem er sich kaum Rechenschaft zu geben vermochte, ruhte auf dem Spiele. War es die Anna eigenthümliche Gabe, an allem Genuß zu finden, in jede Stimmung sich versetzen zu können, wodurch diese sprudelnde Frische hervorgehoben, diesem kindischen Treiben so viel Leben und Interesse verliehen wurde, daß Rotteck sich selbst davon hingerissen fühlte? Er hatte vielfach Gelegenheit gehabt, Anna's hingebende Liebe für ihre Geschwister zu erkennen, doch mehr in der ernstesten Auffassung der Sorge um ihr Wohl. Lieblicher dünkte ihm heute das Herabstimmen zu den Freuden der Kinder, dessen er sie kaum für fähig gehalten. Ist es wahr, daß Geist alt und jung zugleich ist? Oder wie kam es, daß sie, deren klares Verständniß und festes Meinen ihn so oft herbe berührt hatte, ihm plötzlich so kindlich und jugendlich erschien, umwoben von einem so duftigen Hauch, wie er ihn kaum auf sechszehnjährigen Stirnen gesehen? War es allein die Februarsonne, die den Glanz auf das dunkle Haar legte, die so hell den Strahl der ernstesten Augen verklärte? Ihr Frohsinn war kaum ein Herablas-

sen zu nennen, so ungekünstelt brach er hervor. Jugendlichkeit aber bleibt der siegreichste Reiz der Frau, wenn es kein angenommener hohler Schein ist.

Unwillkürlich that Alfred Rotteck wie die Knaben, die alle ihr so aufrichtig huldigten. Er fühlte sich so hingerissen, daß seine Unzufriedenheit vielleicht nicht die geringste war, als das frohe Getümmel plötzlich durch einen neuen Besuch unterbrochen wurde.

Anna's warnender Blick konnte eben noch verhüten, daß die Eintretenden den lauten Ausdruck der Unzufriedenheit merkten. Es war Gräfin Reusch mit ihrer Tochter. Nicht wenig waren sie überrascht, einen so großen Kreis vorzufinden, und ihr Staunen wuchs bedeutend, als aus der Schaar der Knaben Graf Rotteck's lange Gestalt auftauchte, und er lachend zu ihrer Begrüßung herantrat.

Der Gräfin fragendes: »Sie hier?« klang etwas gedehnt, und Hedwig schien es fast wie eine Herabsetzung von seiner Seite anzusehen, daß er in solchem Kreise sich treffen ließ, so verächtlich zuckte es um ihren schönen Mund, so mißbilligend war ihr Blick. Vielleicht stand sie selbst dem Kindesalter noch zu nahe, um solche Herablassung zu Kinderfreuden würdigen zu können.

»Eine Geburtstagsfeier,« erklärte Anna, den Damen die Thüre zu ihrer Mutter Salon öffnend, indeß die Buben das schöne Mädchen in dem seltenen Pelzcostüm nach echter Knabenart anstarrten.

»Wir waren Kind mit den Kindern,« sagte Rotteck. »Wir haben die Feier des Tages dieses jungen Herrn verherrlicht,« setzte er hinzu, den Betreffenden freundlich heranziehend und ihn Hedwig vorstellend.

»Wir hatten Sie aber gar nicht eingeladen, – Sie sind von selbst gekommen,« sagte der Knabe mit ängstlicher Wahrheitsliebe.

Graf Alfred lächelte etwas gezwungen dazu. »Ich habe mich aber trotzdem herrlich unterhalten,« meinte er. »Comtesse Hedwig, kennen Sie auch noch den Reiz eines ›schwarzen Peter‹?«

Aber die Stimmung der jungen Dame schien noch nicht hergestellt. »Ich habe solche Spiele immer unendlich langweilig gefunden,« erklärte sie geringschätzig, ihrer Mutter in den Salon folgend, wo Anna sie freundlich bat, Platz zu nehmen.

»Wir wußten gar nicht, daß Sie mit Graf Rotteck so nahe verwandt seien,« sagte Hedwig plötzlich scharf und unvermittelt zu Anna, während Graf Rotteck Frau von Kilmenau grüßte.

»Wir sind auch gar nicht verwandt,« gab Anna, befremdet über die Frage, zurück. »Graf Rotteck's Vater und der meinige waren sehr befreundet, und daraus hat er freundlich Anlaß genommen, sich einiger unserer Geschäfte anzunehmen.«

»Ich dachte, er müsse mit Ihnen verwandt sein, da er so viel zu Ihnen kommt und Sie sehr intim mit ihm scheinen,« sagte Hedwig noch immer sehr scharf, das »so« und »sehr« möglichst betonend.

»Sehr intim?« wiederholte Anna, selbst ganz erstaunt, als durch diese Bemerkung zum ersten Male das vertrauliche Verhältniß, das so unvermerkt sich herausgebildet, ihr vor die Augen trat. »Die verwickelte Angelegenheit machte es nothwendig,« fuhr sie fort, »daß er sich oft herbemühen mußte. Wir sind ihm sehr dankbar für sein thätiges Interesse an der Sache.«

Hedwig sah fast ungläubig die Sprecherin an, als müsse sie dem Ausdruck ihrer Züge einen andern Sinn entnehmen, als den einfachen Worten. Es war ihr undenkbar, daß Jemand solchem Verkehre keine andern Gedanken beimessen könne. Aber Anna's Ausdruck war unbefangen wie ihre Worte, und wie Hedwig jetzt die kleine, unscheinbare Gestalt noch ein

Mal betrachtete, kam es ihr selbst unbegreiflich vor, wohin ihre eigenen Gedanken sich verirrt. Sie schämte sich fast ihrer Gereiztheit. Comtesse Hedwig's Nerven waren freilich aufgeregt, und nicht allein der lange Carneval war Schuld daran. Es war nicht angenehm, von der allgemeinen Meinung als an der Grenze einer Verlobung stehend betrachtet zu werden, während dazu noch jeder bestimmte Anlaß fehlte. Die Unterhaltung war indessen allgemeiner geworden. Rotteck hatte den beiden ältern Damen eine heitere Schilderung der eben beendeten Spiele entworfen; die angeregte Stimmung wirkte in ihm noch nach. Anna saß jetzt stumm neben ihrem schönen Gaste – sie fand nichts, was sie ihr zu sagen hätte. Oder dachte sie nach über das »sehr intim«, das Hedwig so betont hatte?

Aber Hedwig wollte jetzt wieder gnädig sein. »Welch' wunderhübscher Tisch dort!« sagte sie herablassend, nachdem ihre Blicke das Zimmer durchschweift, und sie den Geburtstags-Tisch in's Auge gefaßt hatte, der sehr zierlich und geschmackvoll aufgebaut zu Ehren des Geburtstags-Kindes dort stand.

»Fräulein Anna,« sagte Rotteck, dessen Aufmerksamkeit diese Bemerkung nicht entgangen war, »ich ahne auch dort wieder Ihr Werk. Wahrlich!« sagte er aufspringend und dem Tische näher tretend, »ich hätte nimmer gedacht, daß ehrlicher Buckskin sich so malerisch verwenden ließe.«

Anna sah heiter lachend auf bei seiner Anrede. »Prosa in Poesie zu verwandeln, das ist die Kunst des Lebens,« gab sie zurück.

»Welch' schwungvolle Antwort!« sagte Rotteck neckend. »Wie Freiligrath entnehmen Sie der tiefsten Prosa die Antwort auf die Frage: was ist Poesie?«

»Ja, wenn sie darauf nicht ruht, ist sie ein flatteriges, unwahres Ding,« sagte Anna. »Aber bitte, Graf Rotteck, Sie dür-

fen noch nicht zerstören,« setzte sie hinzu. »Dafür hat es zu viel Mühe gemacht.«

»Die würde ich mir nicht gegeben haben für solche Buben; dazu bin ich nicht sentimental genug,« warf Hedwig schnöde dazwischen.

»Ja, meine Tochter gibt sich mit unnützen Sachen immer viel Mühe,« bemerkte die Mutter in ihrem nüchternsten Tone, der alle Poesie der Welt hätte verscheuchen können. »Ich weiß nicht, was sie immer damit will.«

»Ach,« sagte Anna erröthend, »nichts weiter, als den armen Jungen, die stets so bald das Haus verlassen müssen, einige hübsche, liebe Erinnerungen mitgeben.«

»Das ist jedenfalls ein sehr freundlicher Gedanke von einer Schwester,« sagte Gräfin Reusch. »Andere Schwestern könnten sich ein Beispiel daran nehmen.«

»Pah,« antwortete Hedwig, die Anspielung der Mutter verstehend, »was braucht man die Knaben so zu verwöhnen?«

»Einige Menschen haben auch das Anrecht, selbst verwöhnt zu werden. Comtesse Hedwig hat das Recht wohl wie Wenige,« fiel Anna vermittelnd ein.

»Ich fürchte, sie nimmt das Recht allzu sehr in Anspruch,« sagte die Gräfin, dennoch aber mit zärtlichem Stolze auf ihr schönes Kind blickend. »Sie, Fräulein Anna, wissen aber stets etwas Schönes und Freundliches zu sagen,« setzte sie hinzu, ihre Hand zum Abschiede ergreifend. »Diese kleine Hand ist geschickt zu allem, sie scheint alles glätten und vermitteln zu können.« Mit mütterlicher Freundlichkeit sah sie dabei das Mädchen an.

»Ach nein,« bemerkte Anna in der ihr eigenen Weise, mehr ihrem eigenen Gedankengange als dem der Andern folgend. »Weiche Hand hilft wenig im Leben. Die rauhe Bürste glättet mehr und besser, und das lernt sich nur allzu gut.«

Rotteck mußte über diesen Vergleich lächeln. Er wußte, daß derselbe sich auf manches Unbequeme in der Familie bezog, gegen das Anna ankämpfen mußte, und daß sie den Anschein der Sanftmuth zurückweisen wollte.

Die Gräfin ließ unwillkürlich ihre Hand los. »Sie originelles kleines Mädchen Sie,« sagte sie kopfschüttelnd; »wie absonderlich Sie sind!«

»Ja, Mama,« rief Hedwig triumphirend dazwischen, »habe ich dir nicht immer gesagt, Fräulein von Kilmenau sei ganz anders wie wir? Sie bewegt sich in andern Sphären als wir übrigen natürlichen Erdenkinder. Nicht wahr, Graf Rotteck, ihr Geist ist allzu hoch?« setzte sie mit einem schelmischen Blick auf Alfred hinzu, als wisse sie genau, wie viel Geist ein solcher Blick aufwiegen könne.

Aber er verfehlte sein Ziel; denn Graf Rotteck sah in dem Augenblicke nur den Schatten, der sich auf Anna's Züge legte, und wie schon ein Mal an jenem Abend bei Baron X., verletzte ihn Hedwig's unmotivirter Angriff, der dies Mal Anna's verwundbarsten Punkt getroffen.

»Daß Fräulein von Kilmenau's Geist sich merkwürdig schnell zum Höhern erheben und wieder auf das Einfachere zurückkommen kann, habe ich oft bewundert,« sagte er daher warm. »Und bewundern darf man immer, wenn man auch nicht folgen kann, – nicht wahr, Comtesse?« setzte er mit leichter Ironie hinzu. »Fräulein Anna, ich fürchte, ich werde Sie darin heute noch auf eine neue Probe stellen müssen. Da wir unsere Zeit mit kindlichen Spielen versäumt haben, bleiben uns jetzt die Geschäfte zu erledigen. Ich muß Sie noch etwas in Anspruch nehmen.«

»Wir werden Sie also nicht im Theater sehen und auch nicht zur Theestunde erwarten dürfen?« fragte Gräfin Reusch etwas überrascht. »Mein Mann rechnete sicher auf Sie.«

»Geschäfte,« wiederholte Rotteck in scherzender Wichtigkeit.

»Ach, die langweiligen Geschäfte!« schmolte Hedwig.

Und daß es so recht schmollend klang, hatte so viel versöhnende Wirkung, daß Rotteck sich nicht enthalten konnte, den Damen bis zur Treppe das Geleit zu geben. Auch da wäre er vielleicht den schönen Augen, die sich so schmeichelhaft fragend auf ihn richteten, weiter gefolgt, hätte nicht das Gefühl ihn zurückgehalten, er müsse die unangenehme Empfindung auslöschen, die in Anna erweckt worden war. Nur deshalb hatte er ja die Geschäfte vorgeschützt.

Als Graf Rotteck zurückkehrte, fand er, daß er sich nicht geirrt hatte.

»War es denn so absonderlich, was ich sagte?« rief Anna halb klagend, halb ungeduldig. »Warum starrten mich die Leute darüber so an?«

»Sie denken und sprechen in Ihrer eigenen Weise,« sagte Graf Rotteck beschwichtigend. »Ihr Vergleich war treffend; ich verstand ihn. Aber nicht allen Menschen ist das tiefere Eingehen in eine solche Sache gegeben.«

»Ach, und ich habe so gestrebt, es abzulegen,« flüsterte sie vor sich hin. »Ich spreche wirklich manchen Gedanken nicht aus und wähle stets das Einfachste, nur um nicht aufzufallen,« sagte sie dann laut, mit einfacher Ehrlichkeit zu ihm aufschauend.

»Wirklich!« sagte er lächelnd. Doch überkam ihn eine eigene Rührung, als er sah, wie sie das ängstlich zu verbergen suchte, worauf manche Andere stolz gewesen wäre.

»Aber wozu der Kampf?« fuhr er fort. »*Chassez le naturel, et il revient au galop*. Was schadet es, wenn die Menschen etwas staunen? Wissen Sie, was das Wort eigentlich bedeutet, das Sie hassen? Originell heißt weniger absonderlich, als ursprünglich

– nichts Angelerntes, nichts Angeeignetes, nichts Gewolltes. Gedanken, die wie der Quell aus der Tiefe hervorbrechen, selbständig, unabhängig wie dieser sich Bahn brechen, überraschen deshalb, erschrecken vielleicht oftmals und berühren herbe in ihrer ungekünstelten, unvermittelten Frische und Neuheit. Aber noch ein Mal: was thut es, wenn die Menschen staunen?«

»Dem Manne nichts,« antwortete sie leise. »Aber dem weiblichen Wesen thut es viel, – freilich, Sie als Mann können das nicht begreifen. Der selbständige Gedanke geht seinen selbständigen Weg, ja; aber wem er eigen, hat nichts von dem biegsamen, schmiegsamen Sein, das unserer Natur eigen sein soll; dann wird man fremd unter seines Gleichen, fremd auf dem eigenen Gebiet, unverständlich für so Viele. Auch Sie haben dies schon empfunden, ich weiß es Sagen Sie selbst, ob Sie meine Art gern haben?«

Unbefangen wie alles Vorhergehende wurde dies gesagt, und doch wich Rotteck unwillkürlich vor der Frage zurück. Ihm stieg das Blut dabei in die Stirne – wahrlich, er hätte sich selbst das kaum beantworten können! – – – »Nein,« begann er endlich, »nach augenblicklichen Eindrücken haben Sie kein Recht, sich zu beurtheilen. Es ist ja unser erster Streit, der heute neu erwacht. Sie haben einst diese Originalität eine unselige Gabe genannt; aber ich sage Ihnen, die Geistestiefe, der sie entspringt, birgt einen unendlichen Reichthum, der Sie befriedigen wird, wenn wir, die wir von dem zehren, was das äußere Leben bringt, längst darben müssen. Wir werden Sie dann beneiden!« Er hatte warm und bewegt gesprochen.

»Seltsam gut wissen Sie alles wohlthuend zu erklären,« erwiderte sie nachdenklich. »Oft wundert mich dieses Verständniß, da wir uns doch erst so kurz kennen.«

»Vielleicht besitze ich, trotzdem Sie es einst bestritten, doch auch etwas Originalität; vielleicht habe ich auch gesucht, das

Räthsel zu lösen, das Sie aufgeben. Immer hat man mehr Verständniß für Andere als für sich selbst, Fräulein Anna.« Er legte dabei die Hand an den Kopf, als läge dort eine brennende Frage begraben. »Haben Sie nicht ein Fünkchen Verständniß für mich? ... Wollte Gott, man verstünde sich ein Mal ganz klar.«

»Ja, ich weiß, was Ihnen fehlt, und Ihnen doch so erreichbar ist,« sagte Anna ganz ruhig, und ihr Blick ruhte klar auf ihm. »Sie stehen wie in einem Paradiese, – denn Sie haben nicht allein alle Glücksgüter der Welt, sondern auch die Gabe, sie zu benutzen und zu genießen. Ihnen mangelt jetzt nur das Eine, was seit Paradieses Zeiten nach Gottes Willen des Mannes Glück und Befriedigung ausmachen soll und ausmacht, was seinem Leben Reiz und Duft verleiht, – den das Leben verliert, wenn man es mit Niemand theilt.«

Rotteck sah sie diesmal mit unverhohlenem Staunen an; aber sie sprach so einfach, so ungeschminkt, als sei es das Natürlichste der Welt, dies zu äußern. »Ah, Sie meinen, die Eva fehle,« erwiderte er halb lachend. »Aber Adam hatte es besser wie wir – die Welt war noch nicht gefüllt mit Eva's, zwischen denen er zu wählen hatte; er mußte nehmen, was der Herr ihm zuführte.«

»Thun Sie das auch,« gab Anna lächelnd zurück. »Wie ich schon ein Mal sagte: vor lauter Sorge um Ihr Glück werden Sie es nicht erreichen.«

»Meinen Sie?« bemerkte Rotteck trocken. »Aber, da Sie so aufrichtig reden, so bestimmt wissen, was mir fehlt Verstehen Sie unter dem Reiz und Duft vielleicht diejenige, die Sie ein Mal als Blume bezeichneten?«

»Ja,« sagte Anna nach einem Augenblick Nachdenken ernst und bestimmt.

»Haben Sie nie einen andern Begriff für eine Frau?« sagte er fast ironisch. »Dieser ist so schwächlicher Natur.«

»Es ist die Art, welche der Mann liebt und stets lieben wird,« gab sie zurück.

Er blieb vor ihr stehen, er sah ihr fest in das Antlitz. »Glauben Sie? Sie können Recht haben Wahrlich, Sie sind ein guter Freund.« Es klang eigenthümlich, wie er das sagte, und sein Blick blieb auf ihr ruhen.

Fand er dort ein neues Räthsel, das er lösen wollte? Ahnte sie gar nicht, welch ein Urtheil sie sich mit den Worten gesprochen, oder wußte sie es und berührte es sie so ganz und gar nicht? Ihre Augen sahen dabei so gerade und einfach zu ihm auf, als wollten sie ihn in ihrer dunkeln Tiefe ruhig lesen lassen, diese Augen, die nur wie zum Grübeln und Forschen bestimmt schienen, die nie sich niederschlugen in banger Verschämtheit und nie sich abwandten, wenn ein anderer Blick sie suchte.

Ein fast unbezähmbares Verlangen ergriff ihn, sie ein Mal aus ihrer Ruhe gescheucht zu sehen. Hatte er denn gar keine Macht über diese Augen? Fast unwillig wandte er sich ab. Sie glaubte, er wolle sich verabschieden.

»Und die Geschäfte,« erinnerte sie. »Sie wollten noch eine Mittheilung machen?«

»Die Geschäfte,« wiederholte er ungeduldig. »Fräulein Anna – können Sie die nie vergessen? Wahrlich, ich glaube, sie sind Ihnen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß Sie nicht annehmen können, daß man anders denken und fühlen kann. Ich muß Sie aber trotzdem auf morgen vertrösten, – sehen Sie, ich bin sentimentaler als Sie: ich kann Geschäfte nicht an unsere Unterhaltung anknüpfen.« Er ergriff seinen Hut dies Mal wirklich und empfahl sich. In seinen Ohren klangen wohl Hedwig's Worte: »Ach, die langweiligen Geschäfte,« wieder harmonisch an, denn spät, wie es geworden war, suchte er sie noch im Theater auf.

Anna blieb allein zurück. Rotteck aber wäre befriedigt gewesen, wenn er gewußt hätte, wie weit auch ihre Gedanken von den Geschäften entfernt blieben.

Ja, für ein Mal blieben sie nicht an der Sache, sondern bei der Person haften und nahmen eine Richtung, die ihr bisher fremd gewesen: diese Person in Bezug auf sich selbst zu überdenken. Sie fühlte sich in den eigenen Augen so seltsam gehoben in dem Lichte, in welchem er sie sah, und eine süße Befriedigung über die Gaben, denen er so hohen Werth beimaß, stahl sich in ihr Herz. Warum und wie er sie so aufgefaßt, war eine Frage, die sie unwillkürlich erbeben ließ. Gewiß verstand sie auch ihn und kannte den Grund ungeduldiger Sehnsucht, der in ihm lag, dies Suchen und Streben nach dem Herzschlag, der dem seinigen glich.

Aber war der Rath, den sie ihm gegeben, wirklich zu seinem Glück? war er ihre innerste Meinung gewesen? konnte das leichte, reizende Wesen ihn befriedigen? – sie wollte sich das einreden, doch es berührte sie wie eine Unwahrheit. Die Gedanken machten wohl müde, daß sich der Kopf so schwer in die Hand senkte. Bilder eigener Art drangen auf sie ein, so daß ein leises Lächeln die Lippen umfloß, und sie jäh zusammenfuhr, als ein Lichtstrom in das dämmerige Zimmer drang. Aber es war gut, daß dies trügerische Zwielflicht mit seinen trügerischen Bildern unterbrochen wurde. Die klare Wirklichkeit trat wieder in ihr Recht und stolz entschlossen hob sie den Kopf, als könne sie alle Gedanken damit abwerfen. Aber eine Spur davon mußte sich doch ihren Zügen eingepreßt haben, denn ihre Mutter, die mit den Geschwistern eintrat, bemerkte den veränderten Ausdruck.

»Hat Rotteck dir unangenehme Mittheilungen gemacht?« fragte sie.

Aus Anna's Gedächtniß schien alles Vorhergegangene ent-

schwunden. »Worüber?« fragte sie, als ahne sie nicht, von was die Rede sein könne.

»Nun, wegen unserer Angelegenheit,« sagte die Mutter. »Ich habe von Anfang an große Besorgniß gehegt.«

»Aber es steht ja alles sehr gut,« unterbrach Anna sie hastig und erschrocken über ihre Träumerei. »Er hatte nur einiges Unwesentliche zu sagen.«

»Habt ihr euch wieder nicht einigen können?« meinte ihr Bruder lachend. »Du und Graf Rotteck ihr seid immer zweierlei Meinung, und doch klingt's, als dachtet ihr dasselbe.«

»Das ewige Verhandeln und Widersprechen ist nichts Hübsches,« tadelte die Mutter. »Herren lieben das am wenigsten.«

»Aber Graf Rotteck spricht doch am liebsten mit Anna,« sagte der Bruder, welcher nie einen Tadel der Schwester duldete, tapfer dagegen. »Und ihr seid doch die besten Freunde – nicht wahr?« fuhr er fort, indem er sich an die Schwester schmiegte.

»Ja, gute Freunde,« sagte Anna, strich leise durch die Haare des Knaben und drückte einen Kuß auf seine Stirne in seltener Zärtlichkeit.

V.

Alfred Rotteck saß an jenem Abend noch lange einsam in seinem Gemach. Der Genuß der Havanna war es nicht, der ihn so fesselte; dafür verglühte sie allzu oft in seiner Hand. In Gedanken verloren, spielte er mehr damit an dem zierlichen Aschenbecher, als daß er die duftigen Wolken in die Luft blies. Die Ereignisse dieses Tages spannen sich in seinem Kopfe weiter, wenn auch Ereignisse, die kaum solche zu nennen waren. Doch im Leben des Einzelnen ist ein Wort, ein Blick oft

ein größeres Ereigniß, als eine welterschütternde Begebenheit; an kleine, vorübergehende Momente knüpft sich meist des Schicksals Faden an.

Wie er da saß in stillem Sinnen, hörte er immer wieder den ungeschminkten Rath, der ihm heute gegeben worden war: »Ich weiß, was Ihnen fehlt; greifen Sie zu dem Glück, das seit Paradieses Zeiten nach Gottes Willen des Mannes Glück sein soll.« Er lächelte, wenn er dabei der kleinen Sprecherin gedachte, mit dem festen, entschlossenen Gesicht, dem unbefangenen Ausdruck, der alles sagen zu können schien, weil nichts sie persönlich berührte.

Aber hatte sie nicht Recht? Hatte er nicht selbst den Entschluß gefaßt, war es nicht seine feste Absicht gewesen, als er diesen Winter die Heimath aufsuchte? Warum denn zögerte er noch? Die reizende jugendliche Erscheinung, die ihm entgegengetreten, erfüllte sie nicht alles, was er für nothwendig erachtete, was er als begehrenswerth erträumte? Was hielt ihn noch immer von dem entscheidenden Schritte zurück?

Schien die Liebe zu jener Unabhängigkeit, die er bisher besessen, ihm unüberwindlich? Es gibt ein Wort, welches behauptet, das Weib werde frei, der Mann werde unfrei durch die Heirath. Das kann seine Berechtigung haben: dem Manne fällt dadurch der Schutz und die Rücksicht auf ein zweites Wesen zu, das dessen bedarf, während es selbst seine Kraft kaum versteht und dem Manne oft unbequeme Fesseln anlegt.

Oder quälte ihn überhaupt die Besorgniß für sein Glück? Wer sehr glücklich gewesen ist, wird anspruchsvoll; seine Anforderungen steigern sich und er bangt vor dem Wechsel. Freilich hilft eine Leidenschaft, – jenes heftige, rücksichtslose Begehren, dem jedes andere Gefühl sich unterordnet – im Fluge über alle solche Bedenken hinweg. Freilich zieht eine innige Neigung einen kräftigen Strich durch alle Erwägungen und

übermalt mit ihrem Zauber jedes Wenn und Aber. Doch seltener, als die Menschen glauben, tritt eine heftige Leidenschaft in's Leben; langsam selbst bricht ein ausgesprochenes Gefühl sich Bahn. Oefter, als man später es eingestehen möchte, steht man zögernd an der Grenze eines Entschlusses.

So oft auch Hedwig's liebliche Erscheinung vor Alfred's geistigem Auge auftauchte, wollten doch ihre blonden Locken, ihre schelmischen Blicke ihm nicht Stand halten. Immer wieder trat das Bild des dunkeln Mädchens dazwischen, des Mädchens gerade, das ihm den Rath gegeben, nicht zu zaudern, und das mit seinen Gegensätzen ihm so viel zu rathen aufgab.

»Sagen Sie selbst, ob Sie meine Art gern haben,« hatte sie gesagt. Hatte er sie gern, diese ernste, feste Art – so reich an Gedanken, so eigenthümlich in den Wendungen, so unabhängig in ihrer Auffassung?

Als er Anna im Kreise der Kinderschaar gesehen, so lieblich hingebend, so kindlich froh, hätte da das Gleichniß, das sie vorzugsweise gern für die Frau wählte, nicht auch auf sie gepaßt? Eine Blume – vielleicht ohne Farbenpracht, ohne den Zauber eines Duftes, in ihrer einfachen Ursprünglichkeit der Waldblume gleichend, von der man kaum ahnt, was ihren Reiz ausmacht. – Ja, Blume in dem einen Augenblick; und dennoch – wie kalt hatte sie ihn da wieder berührt. Gewiß war ihr Benehmen nicht ungerechtfertigt gewesen, gewiß war dieses Aufsichselbstberuhen durchaus nicht anmaßend; aber – es gibt Stimmungen, die der Mensch sich nicht klar zu machen weiß.

Rotteck wußte kaum, warum er mit einer gewissen Erbitterung alle ihre guten Eigenschaften aufzählte – hätte er doch sie alle hingegen für eine Laune, für eine Schwäche, für einen jener Widersprüche, über die der Mann sich ärgert, um sie dann zu verzeihen.

Wohl mag auch das nicht unbegründet sein. Nach den Gesetzen Gottes und der Natur über das Weib gestellt, liegt im Manne das Bedürfniß, zu stützen und zu leiten. Wenn er alles abgerundet und klar vorfindet, wenn er vermeint, seine Leitung überflüssig zu sehen, fühlt er sich mehr zurückgestoßen als angezogen. Das ist der Grund, weshalb eher die Schwächern als die Stärkern des weiblichen Geschlechtes eine Herrschaft über des Mannes Herz erringen – nicht immer zu seinem Glück. Denn in der Kraft liegt beim Weibe auch die Kraft des Unterordnens, und die Einsicht gibt die Erkenntniß ihrer Stellung. Die Schwäche hingegen kämpft meist in kleinlicher Weise dagegen an, und bei allzu großem Unterschied der Geistesgaben behält die kindliche Naivetät nur kurze Zeit ihren Reiz.

Rotteck fand das in Bezug auf Hedwig – und doch schien ihr Wesen ihm lockend neben der gefesteten Selbständigkeit der Andern. Es war ihm ein Stachel, daß Anna sich so frei, so unabhängig neben ihm behauptete. Dabei war er sich bewußt, mit wenig Frauen in so innigem Verkehr gestanden zu haben. Vielleicht hätte ihre offene Unbefangenheit ihn weniger gereizt, wenn er sie für immer sich hätte vorstellen können in schroffer Unnahbarkeit; vielleicht hätte ihr Rath ihn weniger gekränkt, wenn nicht gerade sie ihn gegeben.

Voll Ungeduld sprang er plötzlich auf und schleuderte die Cigarre zur Seite, müde der ewig sich kreuzenden Gedanken. Oder war es das leise Knarren der Thüre, das ihn aufschreckte?

Seine Mutter stand zögernd an der Schwelle. »Störe ich?« fragte sie freundlich. »Ich sah noch Licht bei dir und wollte mit dir reden – eine kleine häusliche Berathung, zu der die Zeit drängt. Ich suchte dich vergeblich heute Nachmittag.«

Alfred schob der Mutter einen Sessel näher. Dann wandte er sich zum Kamin, die halb erloschene Flamme anzufachen. »Ich war bei Kilmenaus,« sagte er kurz, noch mit dem Feu-

er beschäftigt. »Eine kleine Festlichkeit der Knaben dort hielt mich etwas länger auf.«

Da er das Gesicht abgewandt hatte, sah er den Ausdruck des Mißvergnügens nicht, der über der Gräfin Züge glitt, als er das berichtete. Sie schien aber keine Erörterung zu wünschen, denn sie fuhr in ihrem Gedankengange fort: »Der Carneval naht seinem Ende; es wird Zeit, unserer geselligen Verpflichtung nachzukommen. Die letzten Tage sind stets von Einladungen überfluthet Fräulein Ellinor war am Nachmittage bei mir, und Reuschens wollen ja schon vor Ende des Carnevals die Stadt verlassen« Der Ton, in dem sie das letztere sagte, verrieth eine gewisse Unruhe.

Alfred's Gleichmuth aber schien nicht dadurch gestört. »Ich weiß es,« erklärte er sehr ruhig, sich der Mutter wieder zuwendend und eine neue Cigarre in Bereitschaft setzend. »Comtesse Hedwig behauptet, ihre Gutsinsassen in herkömmlicher Weise maskirt zu sehen und dabei am Kamin sitzend Nüsse zu knacken und Punsch zu trinken, sei ihr reizvoller, als hier im ewigen Kreislauf sich herum zu drehen. Sie kann Recht haben,« setzte er hinzu, sich behaglich seiner Mutter gegenüber in einen Sessel versenkend.

»Ach, du wußtest es also!« hauchte die Gräfin, bedeutend erleichtert, wie es schien. »Der Entschluß kam mir so seltsam vor, und Fräulein Ellinor war auch höchlichst überrascht.«

»Fräulein Ellinor hat im Punkte neuer Einfälle schwache Nerven,« meinte der junge Graf sarkastisch. »Es gehört zum Althergebrachten, erst am Fastnachtsdinstag feierlich von den Weltfreuden Abschied zu nehmen, – acht Tage früher ist das ein Staatsact, der sie in Aufregung versetzt. Uebrigens kann sie sich trösten – Reuschens haben einige Gäste gebeten, ihre Einsamkeit zu theilen.«

»Es ist eigentlich hübsch von einer jungen Dame, so die

heimathlichen Freuden dem Stadtleben vorzuziehen,« sagte die Gräfin recht befriedigt. Aber Alfred gab keine Antwort, trotz der verlockenden kleinen Pause, die sie ihm dazu ließ. So ging sie wieder zu ihrem ersten Thema über. »Nur noch wenige Tage bleiben uns also zu unserm Fest. Was meinst du zum Sonnabend?«

»Sonnabend nicht; da hab ich Geschäfte.« Bei dem erstaunten Blick der Mutter setzte er etwas ungeduldig hinzu: »In den Kilmenaus'schen Angelegenheiten – Kilmenaus würden dann auch nicht erscheinen können.«

Wieder war der Blick der Mutter etwas befremdet; doch als sie bei ihm abermals jenen ungeduldigen Ausdruck sah, lenkte sie ein: »Auch der künftige Donnerstag würde passend sein.« Da er beifällig nickte, fuhr sie fort: »Könntest du nicht irgend etwas Neues ersinnen, – nicht so der ewige Kreislauf des um sich selbst Herumdrehens, wie Comtesse Hedwig so charmant originell sich ausdrückt.«

Alfred Rotteck war zu galanter Ritter, um selbst der Mutter zu verrathen, daß er den »charmanten Ausdruck« den rosigen Lippen der schönen Dame untergeschoben hatte. Er blies deshalb nur eine blaue Wolke kunstgerecht in die Luft – etwa um bildlich anzudeuten, wie vieles auf der Welt Dampf sei.

»Nimm lebende Bilder,« sagte Alfred nach einigen Augenblicken. »Der Gedanke ist zwar auch nicht neu; aber etwas Abwechslung bringen sie doch. Die Damen werden entzückt sein, da sie Gelegenheit finden, über Rollen und Toiletten zu streiten; Baron X. wird Gelegenheit haben, uns kleine Kunstvorträge zu halten und aus seinen Bilderschätzen mit allerhand Ideen auszuhelfen. Fräulein Ellinor wird alle Toiletten vorher ausforschen können und die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, recht ausbündig darüber ihre Zunge in Bewe-

gung zu setzen. Zum guten Schluß findet sich auch noch die Gelegenheit, zu dem verschmähten Herumdrehen eine angemessene Gelegenheit zu bieten.«

»Nun,« sagte die Gräfin lachend, »so wollen wir es uns nicht nehmen lassen, zu so viel guten Gelegenheiten die Gelegenheit zu geben. Laß uns dabei stehen bleiben. Du hast ja schon die Liste der Einzuladenden. Fräulein von Kilmenau wird uns gewiß bei den lebenden Bildern recht dienlich sein können,« fuhr die Gräfin fort, ihren Blick über die Liste schweifen lassend, welche Alfred ihr zureichte, und worauf der Name Kilmenau obenan stand.

»Warum?« fragte dieser verwundert zurück. »Sie ist nicht Künstlerin, und hat nicht viel gesehen in dieser Art.«

»Aber mir scheint doch, sie habe viel Verständniß und sei recht tüchtig ausgebildet,« beharrte die Gräfin. »Wenigstens passiert sie dafür.«

»Sie hat nicht mehr gelernt wie alle Andern,« meinte Graf Alfred, sich abermals mit dem Feuer beschäftigend. »Ich wüßte keinen Grund, sie als Gelehrte hinzustellen.«

»Ich glaubte, ihr wäret gute Freunde,« bemerkte die Mutter lächelnd und stand auf, in der Absicht sich zu entfernen. Einen Augenblick blieb sie zögernd stehen. »Weißt du, Alfred,« begann sie dann von neuem mit plötzlichem Entschluß, »ich möchte dich doch aufmerksam darauf machen. Du gehst sehr viel zu Kilmenaus. Diese Geschäftssache, die dir so interessant ist, bringt dich in fast täglichen Verkehr mit Anna Kilmenau. Könnte sie sich deine Aufmerksamkeiten auf die Länge nicht anders auslegen? *Après tout* – sie ist doch auch ein junges Mädchen.«

Es ist seltsam, wie oft die Menschen ahnungslos diejenige Saite der Gedanken in uns berühren, die gerade vibriert. »Auch, ein junges Mädchen!« wiederholte Alfred. »Das ist das Einzige,

was sie nicht ist,« gab er dann fast schneidend zurück. »Darüber kann meine vorsorgliche Mama sich beruhigen: ihr Kopf ist so erfüllt von ernsten Dingen, daß kein Raum bleibt für einen einzigen unvernünftigen Mädchenedanken. Ihre Liebe ist Kilmenau; ihre Interessen, ihre Geschäfte und ihre Sorgen concentriren sich auf ihre Geschwister.«

»Nun, für sie ist das so übel nicht und recht anerkennenswerth,« unterbrach ihn die Gräfin. »Unschön und in nicht besonders Verhältnissen, hat sie ganz recht, sich einen Lebenszweck zu schaffen. Sie macht mir überhaupt den Eindruck eines vernünftigen, anspruchslosen Mädchens.«

»Anspruchslos, vielleicht wie Jemand, welcher Niemand findet, der an ihn heranreicht,« sagte Alfred. Er fühlte sich verletzt durch der Mutter praktische Auffassung.

»Wie ungerecht ihr Männer seid,« entgegnete sie, »gegen unschöne Mädchen, die selbständig ihre eigenen Wege gehen! Wirklich aber wüßte ich in Fräulein von Kilmenau's Thun nichts zu finden, was irgend ungewöhnlich schiene.«

Alfred zuckte ungeduldig die Achseln. Ihm kam der Gedanke, daß nicht ihr Thun, aber sie selbst ungewöhnlich sei; doch ließ er ihn nicht laut werden.

Die Gräfin schien aber angeregt von dem Gespräch und meinte: »Ich habe eigentlich geglaubt, zu bemerken, daß Baron Gleiwitz sich recht viel mit ihr beschäftigt, so daß ich oft bedauerte, wenn du sie dann mit deiner trockenen Angelegenheit in Anspruch nahmst. Die Gleiwitz sind sehr gut situirt; er ist ein witziger, geistreicher Mann, der ihren Geist würdigen wissen. Sie sind immer sehr animirt zusammen.«

»Gleiwitz ist nichts wie ein geistreicher Schwätzer,« unterbrach Alfred sie etwas unwirsch. »Wirklich, Mama, man sollte dir den Umgang mit Fräulein Ellinor verbieten.« Bei diesen Worten wandte er sich mit einer Ostentation dem Schreibtisch zu.

»Ja, sie steckt an,« gab die Gräfin lachend zu. »Wie, du willst noch schreiben?« fragte sie erstaunt, da sie seine Vorbereitungen sah. »Dann werde ich dich freilich verlassen müssen – es ist schon spät.«

»Nur einen Zettel, den zu besorgen ich schmachlich vergaß. Comtesse Hedwig will in die schwärzeste Melancholie verfallen, wenn sie nicht in kürzester Frist in den Besitz einer dänischen Dogge gelangt, schwarz, mit weißen Pfoten und einem weißen Fleck genau über dem rechten Auge. Ich vermurde, ein solches Thier ist so unfindbar wie ein dreifarbigter Kater. Doch ward mir eine Aussicht eröffnet, und ich habe mich zu dem Ritterdienst verpflichtet. Du siehst – selbst Nacht und Grauen darf mich nicht abhalten.«

»Ich sehe, daß in Comtesse Hedwig's Köpfchen noch viel Raum für unvernünftige Mädchengedanken ist, und darf dann freilich dich nicht länger aufhalten,« sagte die Gräfin heiter, indem sie dem Sohne die Hand zur guten Nacht bot, recht befriedigt, wie es schien, von dem Gespräche.

Die Einladungen ergingen, und wie Rotteck prophezeit hatte, wurden all' die genannten Gelegenheiten wahrgenommen. Fräulein Ellinor nahm sogar die ihrigen so sehr wahr, daß sie am Tage des Festes zu keiner weitem Wahrnehmung mehr fähig war. Das kalte Wetter hatte sich endlich gerächt für die Verachtung, mit der sie ihm Trotz geboten, um unablässig bei den vielen Betheiligten vorzusprechen, alle Entschlüsse zu erforschen, alle Geheimnisse zu verrathen. Als der große Tag erschienen war, und die ganze Gesellschaft in den Rotteck'schen Salons sich versammelte, saß Fräulein Ellinor in ihrem engen, kleinen Daheim, den dampfenden Fliedertopf neben sich, die scharfen Augen vom unerbittlichsten Schnupfen getrübt, kaum eines Stimmtones mächtig, zu unerträglicher Ruhe verurtheilt, – sie stand

Tantalus-Qualen aus, wenn sie an das Ereigniß des Abends dachte.

Wohl hatte sie ihre Agenten zur Beobachtung hingesandt, aber – sie zuckte verächtlich die Achseln – wer kann sich auf anderer Leute Augen verlassen?

Ja, Fräulein Ellinor's geschulte Augen hätten es vielleicht gesehen, was keiner der Andern beobachtete: daß trotz der glänzenden Entfaltung des Festes, trotz des gelungenen Arrangements und der äußerlich frohen Stimmung, doch einigen der Hauptpersonen die erste Grundbedingung jeder Freude, die innere Ruhe, abzugehen schien. Die Gräfin war unruhig, bewegt bis zum Uebermaß, leicht gerührt; sie erwartete vielleicht, daß all' die vielen Gelegenheiten auch eine gute Gelegenheit geben würden zur endlichen Lösung einer schwebenden Frage, die ihrem mütterlichen Herzen so nahe lag.

Alfred Rotteck war unruhig und gereizt. Vielleicht waren die doppelten Pflichten daran Schuld, die er als Hausherr und als Regisseur der lebenden Bilder sich auferlegt hatte.

Auch Hedwig's Pulse flogen erregter wie gewöhnlich. Der heutige Abend konnte so vieles bringen. Gräfin Rotteck schien sie fast zur Hauptperson der ganzen Darstellung gewählt zu haben. Selbst Anna Kilmenau war nicht ganz in ihrem gewohnten Gleichgewicht, obgleich sie mehr die Empfindung hatte, als fühle sie jeden einzelnen Herzschlag. Sie war nicht betheilig bei der Vorstellung, hatte nur die Rolle der Zuschauerin und nahm deshalb an dem bewegten Treiben hinter den Coulissen nicht Theil. Hatte sie ihre eigenen Gedanken dabei, wenn sie den Hausherrn stets wieder eifrig dorthin eilen sah, – der gewagte Sprung über die Lampen war es nicht, der sie dann mit so gespanntem Blick fast ängstlich anschauen ließ, als erwarte sie irgend eine Ueberraschung. Dachte sie an den Rath, den sie selbst ihm vor wenig Tagen gegeben? Ja, sie dachte daran

mit einem eigenthümlichen Bangen, mit einem Wehgefühl, als könne sie eine Welt darum geben, jene Worte zurückzunehmen. Sie sagte sich, sie bange um das Glück des Freundes, der ja jedes Glückes so würdig sei; sie fühlte, wie sie genau wisse, was alles zu diesem Glücke nöthig sein würde. Jedenfalls hatte sie sehr genau seinen Charakter studirt: – »gegenseitiges Verständniß« nannte sie das. Mit welch' richtigem Blick, welch' schöner Auffassung hatte er ihr ja auch den Stachel genommen, der ihr stets innegewohnt. Seit jener Unterredung war sie fast ausgesöhnt mit der Anlage, die er so hoch gehalten. Und doch, trotz dieses gegenseitigen Verständnisses, schien es ihr, als sei gerade seitdem etwas zwischen sie getreten, – als sei etwas Fremdes eingedrungen.

Sie hatten sich inzwischen nur sehr wenig und flüchtig gesehen; aber auch am heutigen Abend war es ihr, als weiche er ihr aus. Lag das Ausgesprochene vielleicht zwischen ihnen – hatte sie zu viel gesagt?

Anna schalt sich selbst, daß auch ihr Gruß etwas Gezwungenes, Erkünsteltes gehabt. Sie hatte ruhig scheinen wollen und war nicht ruhig gewesen; ja, sie hatte es als eine Erleichterung empfunden, sich möglichst schnell von ihm abwenden zu können, um Baron Gleiwitz zu begrüßen und das unbehagliche Gefühl in lebhafter Unterhaltung zu ertränken.

Baron Gleiwitz sah man stets viel an Anna's Seite. Heute besonders schien er ausschließlich sich ihr widmen zu wollen. Gleiwitz wußte geschickt den Wortpfeil zu schnellen; er liebte es, damit zu glänzen. Aber dies Spiel heischt immer einen kundigen Gegenspieler: denn der Pfeil, der kein Ziel findet, fällt matt zu Boden – die glänzendste Unterhaltungsgabe scheitert, wenn Niemand das hingeworfene Wort aufnimmt.

Bei Anna konnte Gleiwitz darauf rechnen. Auch sie liebte das leichte, gewandte Spiel, das Geist und Humor herausfor-

dert, das hier in der Geselligkeit wie ein ungeahntes Talent sich erschlossen hatte. Aber wohl noch an keinem Tage hatte Anna die angebahnte Unterhaltung so angeregt aufgenommen, noch nie waren ihre Entgegnungen so humoristisch, so übersprudelnd von Witz gewesen, nie war sie so aus sich herausgetreten. Anstatt wie früher die Tiefe zu suchen, glitt sie heute leicht über alles hin, wußte anmuthig ihrem Gegner kleine Gefahren zu bereiten und ihn in immer neue Verwickelungen zu ziehen.

Zu der animirten Conversation in den langen Pausen zwischen den Darstellungen hatten bald Zuhörer und Theilnehmer sich gefunden. Heiterkeit ist wie ein zündender Funke, der mehr oder weniger bei Jedem Stoff findet, und bald aller Orten die lustige Flamme aufflackern läßt. Sie ist ein glänzendes, helles Element, das die Menschen anzieht, wie alles Helle und Glänzende. Im geselligen Leben achtet man wenig darauf, wo sie gerade entsprungen, ob sie aus allerhand künstlichen Stoffen bereitet, oder ob sie der einfach helle Strahl des innern Frohsinns ist. Für den Augenblick thut beides gleiche Dienste, ja, der künstliche Stoff schillert und glänzt sogar am vielfarbigsten, und ergötzt mehr – nur erlischt er eher, aber das bemerkt der augenblickliche Zuhörer nicht mehr.

Hatte Anna's Heiterkeit vielleicht heute etwas von jener künstlichen Unterlage, daß sie so lebhaft sich zeigte? Jedenfalls war sie dadurch zum Mittelpunkte des Kreises geworden. War es nun diese Anregung oder eine andere innerliche, die ihren Augen einen so eigenthümlichen Glanz lieh?

»Wie gut Anna Kilmenau heute aussieht; die Toilette kleidet ihr trefflich,« sagten die ältern Damen. Sie meinten die warme Färbung, welche über ihr Gesicht ausgegossen war, rühre von den feuerigen Granaten her, die aus ihrem dunkeln Haare so vorthheilhaft leuchteten.

»Ein Blitz-Mädchen!« meinten die ältern Herren, rieben

sich vergnügt die Hände und kamen dem Kreise näher. Ob Fräulein von Kilmenau zum Souper engagirt sei, fragten die Jüngern, und suchten sich Bahn zu brechen. Vielleicht war Anna's einzige kleine Freude heute die Bedeutung, die sie plötzlich gewonnen zu haben schien.

Kein Mensch ist unempfindlich dagegen, und vielleicht war Anna es um so weniger, da sie Rotteck mehrfach zu ihr hinüberschauend währte. Welches Weib nimmt nicht unwillkürlich und meist auch mit Recht an, daß mit der Bedeutung, die sie Andern gegenüber gewonnen, sie auch in den Augen dessen steigt, dessen Bewunderung ihr werth ist. Doch glaubte sie in Rotteck's Zügen einen düstern, unzufriedenen Ausdruck zu erkennen.

Eben hatte sich Baron Gleiwitz von ihr entfernt, da die Vorstellung der Bilder beendet war und die Darsteller und Darstellerinnen sich jetzt in ihren Costumes unter die Gesellschaft mischten, Lob und Beifall einzuernten für die sehr gelungenen Leistungen.

Hedwig hatte der übernommenen Rolle zu Ehren ihren starren Toilette-Grundsätzen untreu werden müssen; aber vielleicht bereute sie das nicht, als sie den glücklichen Effect sah. Als Minnekönigin von dem verachteten leichten Stoff wie in Rosengewölke gehüllt, Rosen auf dem Haupt, mit Rosen das Gewand überschüttet, war sie die lieblichste Verkörperung ihrer Rolle.

Anna fielen ihre eigenen Worte dabei ein: »ganz Blume«, und einen Stich in's Herz gab ihr die Erinnerung, wem sie das gesagt. Sie war überzeugt, Alfred sofort an die Seite der holden Erscheinung treten zu sehen, und – sie fühlte, was es ihr kosten würde, – mit erstem Willen zwang sie sich, die Augen nicht wegzuwenden.

Für jetzt war ein Anderer an ihrer Seite und hielt den Platz

unbestritten inne: eine schöne männliche Erscheinung von hohem Wuchs, dem die malerische Tracht des provençalischen Minnehofes, der zuletzt dargestellt worden war, besonders vortheilhaft kleidete. Die junge Durchlaucht war noch fremd in der Gesellschaft. Die ausländische Uniform war seit einigen Tagen die Freude der Straßenjugend der Stadt gewesen. Bei einer der Familien dort zu Gast, wollte der junge Prinz den Carneval daselbst verleben. Die huldigende Rolle, welche ihm im Bilde zuertheilt gewesen, schien er in der Wirklichkeit fortzusetzen.

Aber Anna wurde plötzlich in ihrer Betrachtung gestört. Erschrocken wandte sie sich um, als Rotteck's Stimme in einem ihr bis dahin unbekanntem Tone plötzlich fragte: »Nun wieder ernst, weil der Platz neben Ihnen leer? Ist das glänzende Feuerwerk verzischt, dessen Darstellung so allgemein zu erfreuen schien?«

»Welches Feuerwerk?« fragte Anna noch unbefangen, aber erstaunt von dem Ton und von dem kalten Ausdruck seines Gesichtes.

»Nun, das blendende Geistenspiel, das Ihr Nachbar so geschickt zu entzünden wußte, und das Sie so absonderlich zu erheitern schien? So lebhaft erregt habe ich Sie ja nie gesehen. Aber freilich, bei geistreichen Damen muß man immer mehr auf den Geist als auf das Herz zählen ... ein etwas kälteres Spiel, aber ein dankbareres.« Er sprach in kurzen, hastig abgebrochenen Sätzen mit unterdrückter Stimme, so daß Anna kaum zu folgen vermochte.

»Ich, – war ich heiter?« stammelte sie verwirrt. Aber im selben Augenblick hatte Rotteck sie schon wieder verlassen.

Gleiwitz kam, sie zum Souper zu holen.

Anna wußte nicht, wohin sie geführt wurde, wo sie Platz nahm, wer an ihrer Seite saß, wer zu ihr redete. Alles war ihr

ein wirrer Traum. Sie hörte nur immer wieder die höhnischen, bitteren Worte, die sie sich kaum zu enträthseln wußte; sie sah seinen kalten Blick, der ihr bis in die Seele drang. Wodurch hatte sie das verdient? Sie empfand es als Ungerechtigkeit – und doch, anstatt zu zürnen, hätte sie aufschreien mögen vor Weh! Was meinte er – was warf er ihr vor?

Aber zum Denken war der Augenblick nicht geeignet; ihr Nachbar bemühte sich eifrigst, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Durch den Erfolg von vorhin geschmeichelt und ange-regt, hatte er auf die Fortsetzung dieses leichten, heitern To-nes gerechnet; gerade an der Tafel war ja der rechte Moment, sein Talent leuchten zu lassen. Er hatte der gütige Genius sein wollen, der diese Tischecke belebte und erheiterte. Aber wenn er auf seine Nachbarin gezählt, hatte er fasch gerechnet; sie saß in Gedanken versunken. An ihrem gänzlich veränder-ten Sein scheiterten seine witzigsten Versuche: immerhin ein Mißgeschick, wenn man bloß mit Rücksicht darauf seine Tischnachbarin gewählt hat. Ueberdies wurde Herrn von Gleiwitz noch die kränkende Einsicht, daß eigentlich nicht er das belebende Element gewesen war, weder für sie, noch für die Gesellschaft. Verstimmt wandte er sich von Anna ab; er zieh sie der Launenhaftigkeit und versuchte sein Glück bei seiner andern Nachbarin.

Plötzliche Schweigsamkeit schien aber auch einen Andern erfaßt zu haben. Gut, daß man an der fröhlichen Tafel im Ge-summe der vielen Stimmen nicht beachtete, wie stumm der Hausherr war. Jugend hat stets zu viel mit sich selbst zu thun, um Andere zu beobachten; und nur Jugend war es, die an die-sem Tisch versammelt war.

Mütter sind keine übeln Strategen. »Ueberlasse mir die Se-nioren und Ranggrößen der Gesellschaft,« hatte die Gräfin zu ihrem Sohne gesagt. »Präsidiere du an dem zweiten Tische bei

dem jungen Volke; es gibt dann keine Rangstreitigkeiten und ordnet sich leichter.« Jedenfalls ordnete es sich so auf die bequemste Weise, daß Comtesse Reusch neben den Hausherrn zu sitzen kam – ein Platz, der ihr am Jungentisch nicht bestritten werden konnte.

Aber Rotteck zeigte einen Ernst, der einem Platz zwischen den würdevollsten Excellenzen angemessen gewesen wäre. Hallten auch in ihm die eigenen Worte wie ein Echo wieder? Was hatte ihn dazu veranlaßt? War es, daß ihn den ganzen Abend die Andeutung seiner Mutter über Gleiwitz verfolgte, die sich wie ihm zum Trotz zu bewahrheiten schien? Doch, was ging es ihn an! Hartnäckig sagte er sich aber, Anna könne unmöglich das geistreiche Geschwätz des Barons für Tiefe nehmen. Oder hatte jene Lebhaftigkeit, die er bis jetzt nie an ihr wahrgenommen, ihn gereizt?

Jetzt freilich wartete er umsonst auf das lebhafte Geplauder, horchte vergeblich auf den Ton ihrer Stimme. Anna's Gesicht konnte er nicht sehen, obgleich er ihr gegenüber saß; denn ein riesiges Blumenbouquet versteckte sie ganz. Aber er sah beständig, wie Gleiwitz sich um sie bemühte. Waren sie vielleicht jetzt zum Ernst übergegangen?

Und Hedwig, seine schöne Nachbarin, was sagte sie zu seinem préoccupirten Gesichte? Meinte sie vielleicht einen Grund dafür zu wissen? Glücklicherweise ließ ihr anderer Nachbar sie nicht viel zum Denken kommen, so eifrig bestrebte er sich, ihre ganze Aufmerksamkeit zu gewinnen. Der plauderte so rasch, seine Augen blitzten so kühn. Was ging ihn der Stand der Dinge an, von dem Einige ihm zugerant hatten, – was kümmerte ihn der langweilige Graf, der nicht einmal sich bemühte, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln? Was konnte ihn hindern, seine Huldigung öffentlich zur Schau zu tragen?

Bemerkte Rotteck den neuen Rivalen gar nicht? Hedwig warf ihm mitunter einen verstohlenen Blick zu. »Er scheint nicht eifersüchtiger Natur zu sein,« dachte sie, indem sie die Lippen schmollend aufwarf. Was machte ihn nur heute so eigenthümlich zerstreut? Eine Strafe hatte er verdient für seine düstere Laune; und die Art der Strafe, die sie ihm zudachte, schien ihr nicht unangemessen. – Plötzlich stockte aber ihr Gedankengang.

»Jetzt holt Ihr Nachbar das Reden nach,« hatte der Prinz ihr zugeflüstert. »Er scheint sich recht lange darauf haben besinnen zu müssen,« sagte er mit der geheimen Freude, die Männer stets daran haben, ihre Nebenbuhler herabzusetzen.

Als sie sich umwandte, hatte Rotteck schon das Glas erhoben, und seine klare Stimme hallte durch den Saal. Wem brachte er das Glas dar? Den Frauen – und wahrlich, er schien den Werth der Frauen zu kennen. Begeistert huldigte er ihnen; er feierte sie als das Schönste, das Lieblichste und Edelste der Schöpfung. Aber nicht der rasch vergänglichen Blume verglich er sie, ja, er verwarf sogar diesen Vergleich – nein, das Kleinod, den Edelstein, der bei all' seiner Schöne unvergängliche Dauer und unveränderten Werth hat, nannte er als ihr Bild. Aber wie der Edelstein erst dann in voller Pracht glänze, wenn er den Strahl des Lichtes auffange und wiedergebe, so auch die Frauenseele, die erst dann ihre ganze Schönheit zeige, wenn sie den Strahl des göttlichen Feuers, das der Herr seiner Erde gelassen, den Strahl der Liebe, aufnehme und ausstrahle. Nicht die Festigkeit des Steines, nicht das bunte Farbenspiel gebe dem Juwel seinen Werth, sondern nur die eine Fähigkeit, die Strahlen, die er empfangen, zurückzuwerfen; kalt und matt bleibe er ohne diese Eigenschaft auch bei dem buntesten Schein. So auch bestimme nicht die Kraft der Seele, nicht der größte Reichthum des Geistes den Werth des Frauengemüthes, sondern nur der Strahl der

Liebe, der ihr Gluth und Licht gebe. Und dann feierte der Redner die Liebe in all' ihren heiligsten und schönsten Gestalten, die Mutterliebe, die Schwesterliebe, die Frauenliebe und auch jene göttliche, aufopfernde Liebe, die schon mehr dem Himmel als der Erde gehört, deren jeder wir die schönsten und beglückendsten Strahlen dieses Erdenlebens verdanken.

Stürmischer Beifall folgte den schwungvollen Worten, die dem Redner wie aus tiefstem Herzen entstiegen, die in allen Herzen anklangen. Dankend und gerührt wandten sich all' die schönen Augen ihm zu; vielleicht glänzten die seiner Mutter am innigsten im Stolze auf den Redner, welcher der Mutterliebe so schön und warm gedacht.

Zwei Frauen nur waren im Raume, deren Blicke nicht gleich denen der Uebrigen strahlten.

Hedwig fand nichts Besonderes an der Rede. So hochtrabend, so allgemein, dachte sie im Stillen; man wisse ja kaum, was er damit wolle. Da verstand sie besser den vielsagenden Blick ihres andern Nachbars, als er mit seinem Glase an das ihre rührte und es dann leerte bis auf den Grund. Das war speciell gemeint, und sie wußte worauf.

Und Anna's Augen, die so gespannt der Rede gefolgt waren, sie senkten sich jetzt wie tief gedemüthigt herab. War das sein Gedankengang? Verstand sie aber auch alles, was er damit sagen wollen? Ja, die Frau war ihm mehr wie die vergängliche Blume – und Freude durchzuckte sie bei dem Gedanken, daß er so ihr Gleichniß widerlegt habe. Aber warum betonte er die Kälte des Steines, der sich dem Lichte verschließe? Hielt er sie keiner Herzenswärme für fähig?

Ein schwaches Lächeln zog plötzlich über ihr Antlitz. Was für ein Recht hatte er, ihr das vorzuwerfen? Hatte sie ihm seine Freundschaft nicht treu vergolten? Sie hatte Lust, trotzig aufzublicken – und doch hatte sie nicht die Kraft dazu.

Aber als er sich jetzt zu ihr bog, ihr Glas mit klingendem Gruß zu berühren, sah er, daß sie ihn nur zu gut verstanden. Er kannte den leise zuckenden Zug um den Mund, der stets sich zeigte, wenn etwas sie schmerzlich bewegte.

Aus dem anstoßenden Saale aber riefen im selben Augenblicke die elektrisirenden Töne eines Walzers zu dem geschmähten »Herumwirbeln im Kreise«. Alfred hatte damals auch darin Recht gehabt, daß jeder diese Gelegenheit wieder mit Freuden begrüßen würde. Keiner schien den Tönen widerstehen zu können, so stürmisch erhob man sich, ihnen zu folgen.

Auf Alfred selbst übten sie die größte Wirkung; fast heftig stieß er im selben Augenblick den Stuhl zur Seite und eilte mit seiner schönen Nachbarin zu dem wild bewegten Reigen.

Keiner stürmte so hinein wie er. Stürmte und wogte etwas in ihm, was er in der heftigen Bewegung zu beschwichtigen meinte? Empfund das schöne Mädchen, das mit ihm dahinflog, seine Erregung, und dachte sie vielleicht, jetzt komme der entscheidende Augenblick? Mit ihr dachten es Viele, deren Blicke dem Paare folgten.

Ogleich aber sein Arm die stolze Gestalt umfing, obgleich ihr schneeiger Arm auf dem seinen ruhte und sein Athem fast ihr blondes Haar streifte, dachte er ihrer nicht. Seine Blicke suchten unruhig im Saale nach einer andern kleinen Gestalt, deren trauriges Gesicht ihn wie ein Vorwurf verfolgte.

Er sah sie nicht, obgleich die ganze Gesellschaft im Tanzsaal versammelt schien, da auch die Alten ihren Theil des Zuschauens haben wollten.

Gleiwitz lehnte an der Thüre. Rotteck wußte, daß er diesen Tanz mit seiner Tischnachbarin gehabt.

Wo war sie? Hatten seine Worte sie so scharf getroffen, daß sie sich hatte verscheuchen lassen? Mit der Unruhe, die wir empfinden, wenn wir Jemand ein Unrecht zugefügt haben,

und nicht wissen, wie er es ertragen wird, suchte er sie, sobald der Tanz beendet war.

Einsam und verlassen in einem der letzten Räume sah er sie stehen, gerade wie er sie zum ersten Mal auf jenem Ball erblickt hatte. Es hatte sie nicht mehr unter den Menschen gelitten – in solch' seltsame Unruhe hatten seine Worte sie versetzt. Er, der sie so gut zu verstehen geschienen, – warum verkannte er sie jetzt, – warum wollte er sie mißverstehen? Wollte Anna den wogenden Gedanken wehren, daß sie die Stirne jetzt so fest gegen die kalten Scheiben preßte?

Sie hörte seinen Schritt, wie er ihr nahte; sie empfand seine Nähe – aber es schien ihr unmöglich, sich wie sonst ihm zuzuwenden. Ihre Hände umklammerten fest den Fensterriegel, als müßte sie daran Halt suchen.

»Vergeben Sie,« sagte Alfred leise und fast heftig. »Vergeben Sie, wenn ich Sie eben kränkte! Sie sehen, wozu Einen der Mondlichtschein Ihres Geistes treibt, der Jedem leuchtet und Niemand erwärmt.«

Anna schwieg. Tiefer senkte sich ihr Haupt, fester schienen die Hände das kalte Eisen zu umklammern. Hörte sie seine Anklage nicht, hörte sie nur das Pochen ihres eigenen Herzens? Das Blut jagte ihr wild durch die Adern.

Rotteck sah auf die stumme, regungslose Gestalt. War das die Anna, die sonst so offen, so zutrauensvoll sich ihm zuwandte? Hatte er sie ganz verschüchtert? Wollte sie ihm nicht vergeben? Oder – beschäftigte wirklich ein Anderer sie?

Nicht minder stürmisch wie in ihrem Innern tobte es in ihm. Unwillkürlich trat er einen Schritt näher, – er wollte und mußte wissen, was die Blicke verbargen, die sich so abwendeten. »Können Sie nicht vergeben, daß ich gegen Baron Gleiwitz sündigte,« sagte er sarkastisch, »indem ich seine Macht über Sie nicht gebührend anerkannte?«

»Aber was ist mir Baron Gleiwitz?« brach Anna plötzlich aus, wie Jemand, dem eine innere Qual ein Wort entreißt.

»Ja, was ist Ihnen Baron Gleiwitz,« sagte Rotteck noch bitterer. »Wohl nur ein angenehmer Unterhalter. Was ist einer Dame, die so stark ist wie Sie, überhaupt Jemand? Ich hätte meinem ersten Gleichniß zufolge es wissen können: ursprünglich und unbekümmert wie der Bergquell; aber auch kalt, eisig kalt, wie er, – unmöglich, ihn zu fesseln, ihn zu erwärmen.« Sein Ton verrieth eine Leidenschaftlichkeit, der er sich selbst kaum bewußt war.

»Kalt – kalt! ... O mein Gott, glauben Sie das, meinen Sie das?« ging es wie ein Hauch über ihre Lippen, – und in der zitternden Betonung lag eine ganze Geschichte. Die Augen aber, die so hartnäckig gesenkt gewesen, wandten sich plötzlich ihm zu. Sie sahen zu ihm auf, schimmernd von Thränen, aber voll tiefer, inniger Gluth.

Ja, hatte er das gemeint, hatte er das gewollt? Er zuckte zusammen vor dem Blick, der ihm so viel offenbarte; ihn erfaßte der Zauber desselben mächtig, und es erfüllte ihn ein Gefühl jubelnder Freude, daß das die Lösung des Räthsels – sein Arm streckte sich wie unwillkürlich aus, sie an sich zu ziehen, ihr so die Antwort zu geben.

Doch die inhaltreichsten Momente des Lebens gehen vorüber, wie der Blitz, der trotz seiner Macht nur während einer unberechenbar kurzen Zeit unsern Gesichtskreis kreuzt. Sie waren sich Beide kaum klar, was ihre Blicke sich alles sagten – als das Gewoge fremder Stimmen näher klang. Nicht er war es, der zurückwich; er machte eine Bewegung, als wolle er ihr den Weg vertreten – aber wie ein scheues Reh war sie im selben Augenblick entschlüpft.

Ihr weißes Gewand verlor sich bereits in der Gruppe von Menschen, als er noch wähnte, sie vor sich zu sehen.

Wie ein Traum war sie entschwunden – wie im Traum blieb er zurück. Traumhaft schien ihm, was geschehen. Er hätte sie zurückrufen mögen, zurückrufen, um mehr zu sagen – er erwachte aus der mächtigen Erregung, die ihn umfangen gehalten alle diese Tage. Er ward sich plötzlich bewußt, was er in diesen Augen gesehen! Hatte er denn jemals daran gedacht, dies Mädchen so an sich zu fesseln? Hatte er das gewollt, als er sie der Kälte anklagte? Es war ein Sieg, der ihn fast betroffen zurückweichen ließ, nun er errungen.

Wie gebannt blieb er stehen, wo sie ihn verlassen. Eine Hand legte sich jetzt leicht auf seine Schulter. Etwas spöttisch frag die Stimme des Barons Gleiwitz: »Warum hier so allein, bester Graf, indeß Sie dort im Salon gewiß schon lange vermißt und heiß ersehnt werden?«

Die Störung war ihm wohl kaum unangenehm, und mit der Selbstbeherrschung, die Jedem eigen, der im Salon zu leben gewohnt ist, wandte er sich um. »Meine doppelte Aufgabe wird mir heute wohl als Entschuldigung gelten, wenn der Hausherr lässig erscheint,« sagte er leise. »Die Luft drinnen war gar zu drückend. Ich denke, man hat jetzt etwas für Abkühlung gesorgt. Lassen Sie uns zurückkehren, Baron.« Er legte den Arm in den des Barons und wandte sich dem Salon zu.

Aber in Rotteck's Zügen lag etwas, das den Baron Anderes glauben ließ. »Die Temperatur wechselt immer leicht in den Salons: bald glühend, bald kühl,« gab er in seiner witzelnden Art zurück. »Temperatur ist gewiß deshalb ein Femininum,« setzte er hinzu, und sein Blick schweifte nach der Ecke hinüber, wo der Prinz eifrig bemüht war, Hedwig ihren Anbeter nicht entbehren zu lassen.

Sie schien ihn auch wirklich nicht zu vermissen.

Rotteck verstand den Blick; aber der Nebenbuhler schien ihn nicht anzufechten, oder er wollte es nicht merken lassen.

In demselben scherzhaften Tone gab er die Rede zurück. »Der Wechsel scheint allgemein geworden,« sagte er; »ich sehe Sie auch nicht mehr an der Seite der Dame, der Sie vorhin so eifrig sich widmeten.«

Gleiwitz, der durch den plötzlichen Wechsel in Anna's Laune sehr abgekühlt war, da er nur schwärmen konnte, wenn Bewunderung auf ihn zurückfiel, nahm die Anspielung übel auf. »Bitte, bitte,« wehrte er fast schnöde ab. »Bitte, bitte, – zu kühne Schlüsse, lieber Graf. Fräulein von Kilmenau ist eine gescheidte junge Dame, sehr selbständige junge Dame, aber doch immer höchstens ein guter Kamerad.«

»Ein guter Kamerad« – warum trafen Rotteck diese Worte so? Warum waren sie ihm ein solcher Rückschlag, fielen so kalt auf die Gluth, die ihn eben erfaßt? Ist es denn wahr, daß Worte, von den gleichgültigsten Menschen gesprochen, oft den tiefsten Einfluß ausüben? Außer den wenigen geselligen Beziehungen stand Alfred diesem Gleiwitz ganz fremd gegenüber; er hielt ihn, wie gesagt, für nicht viel mehr als einen geistreichen Schwätzer, der für eine schlagende Redensart jedes Gefühl hergibt. Dennoch war es, als entkleide diese nüchterne Rede Anna all' des idealen Zaubers, den sie vor Alfred's Blick bisher gehabt. Klang ihm das Urtheil der Welt daraus entgegen? nahm sie ihm den Schleier von dem Auge, den ein erregter Augenblick darauf gelegt?

Eigenthümlich, aber er sah jetzt nur wieder in ihr das kleine, unschöne Mädchen mit dem leidlich klugen Kopf und dem vielleicht unleidlich vernünftigen, selbständigen Wesen – besaß sie doch so gar nichts von dem, was er für sich erwartet, was die Welt für ihn erwartet hatte.

»Nichts wie ein guter Kamerad« – er vermochte der Worte sich nicht mehr zu ent schlagen, so viel sagten sie ihm; wie mit brennender Schrift blieben sie ihm vor Augen, selbst als er die Ruhe endlich aufgesucht. Hatte er ihr mehr gesagt, als er

dem guten Kameraden hätte sagen sollen? Aber, was sagt man sich nicht alles? Solche Worte verwehen wie Spreu, erlöschen gleich knisternden Funken. Und sie, das gescheidte, vernünftige Mädchen, wußte das besser wie jede Andere – es war merkwürdig, welch einen Trost er plötzlich darin fand, daß sie so vernünftig war und nicht wie alle Andern.

Was Hedwig betraf – hatten ihre kleinen Coquetterien mit dem Prinzen ihn verdrossen? Er widmete ihnen keinen Gedanken; er hatte vielleicht allzu sehr die ruhige Gewißheit, trotzdem bei ihr zu siegen, wenn er nur wolle. Doch wahrlich, nicht nach irgend einem Sieg stand ihm der Sinn, nur nach seiner gewohnten Unbekümmertheit; nach der frühern Freiheit und Ruhe erfaßte ihn eine unsagbare Sehnsucht, die wohl nicht ganz frei war von einem Gefühl der Reue und des Vorwurfs, das er nicht zu besiegen vermochte.

Die ganze Nacht hindurch verfolgten ihn die Gedanken in seine Träume herein. Er sah stets all' die hundert Augen fragend auf sich gerichtet, mit Fragen, die er nicht beantworten konnte, und Fräulein Ellinor's scharfe Blicke glitzerten ihm dabei ordentlich unheimlich entgegen. »Sie sind viel zu eitel, eine häßliche Frau zu nehmen« – »ein Spielkind ist das Einzige, was Sie noch ertragen!« schien sie ihm in's Ohr zu zischeln – –. »Ein guter Kamerad, – nichts wie ein guter Kamerad,« höhnte Gleiwitzens seine Stimme dazwischen.

Dann sah er bald Hedwig's schöne Gestalt vor sich dahin schweben, bald Anna's Augen, die sich trotzig von ihm abwandten Er konnte keine Ruhe finden.

Wohl um die erregten Nerven zu beschwichtigen, ließ er so früh schon am Morgen sein Pferd satteln und ritt hinaus in den schneidenden Märzwind. Er schlug den Weg nach seinem Gute ein. Der Wunsch, all' dem Wirrsal zu entgehen, machte sich mit jedem Schritt, den er von der Stadt sich entfernte,

deutlicher geltend, denn er lenkte nicht mehr um. Das Gefühl, das ihm jeden Erdenwinkel mit seinen Bewohnern so leicht verleidete, wie er es einst ausgesprochen, schien wieder die Oberhand gewonnen zu haben.

Seine Mutter ward an dem Morgen durch einen kurzen Brief von ihm überrascht, der ihr seine Abwesenheit auf mehrere Tage anzeigte. Sie war sehr befriedigt davon: Reuschens verließen die Stadt an demselben Tage – ja, auch sie glaubte seine Absicht zu verstehen.

VI.

Nicht länger mehr hielt es Fräulein Ellinor in ihrer jüngerlichen Klausur. Trotzdem ihre Stimme noch immer nur ein unheimliches Krächzen war, trotzdem der Nacken seiner gewohnten Beweglichkeit noch steif widerstrebte, wanderte sie, Hals und Kopf zu etwas unförmiger Masse eingewickelt, tapfer hinaus. »Mit eigenen Augen und Ohren muß ich sehen und hören,« sagte sie, »um daraus klug zu werden!« Bei den vielen sich kreuzenden Gerüchten hatten die richtigen Augen gefehlt.

Die Gesellschaft war in gelinder Aufregung über die Ereignisse, die dem Feste gefolgt waren, und die eigentlich nur darin bestanden, daß zu Aller Staunen die Familie Reusch sowohl, wie Graf Rotteck vom Schauplatz verschwunden waren. Reuschens sollten auf ihr Gut gegangen sein. Einige behaupteten, Graf Rotteck sei ihnen dorthin gefolgt; die Einigung der Betreffenden habe an jenem Abend stattgefunden, und man habe nur die ländliche Ruhe aufgesucht, um noch einige Familien-Angelegenheiten zu ordnen, ehe das Verlöbniß veröffentlicht werde. Diesem zahmen Gerüchte wurde aber von Andern auf das heftigste widersprochen. Eine Einigung stattgefunden!

Wenn man die Betreffenden an dem Abend beobachtet hatte – war das wohl glaublich? Und Familien-Angelegenheiten zu ordnen – bei Verhältnissen wie die der Familien Rotteck und Reusch – wahrhaft lächerlicher Vorwand! Zur Aussprache mochte es freilich gekommen sein. Aber Comtesse Hedwig war unabhängige junge Dame genug, auch einen eigenen Entschluß zu fassen. Daß sie ihr Köpfchen hatte, wußte Jeder, und daß sie fähig wäre, der besten Partie des Landes einen Korb zu geben, traute man ihr eher zu, als daß sie sich nach Gebrauch und Herkommen würde verhandeln lassen. Alle jungen Damen vertheidigten besonders lebhaft diesen Satz; sie hatten alle Rotteck's gereizte Stimmung an jenem Abend bemerkt.

Andere zuckten eben so verächtlich die Achseln über das Gerede, daß Comtesse Reusch den Rottecks einen Korb gegeben – nach der langen Erwartung und der augenscheinlich gehegten sichern Hoffnung! Nein, er war es, der sich zurückgezogen hatte, weil sie es an dem Abend ihm doch allzu toll getrieben. Wenn die blonde Schöne es für möglich hielt, eine Fürstenkrone zu erringen – nun, dann mochte sie es versuchen; aber Rotteck dankte dann bestens. Diejenigen, welche dies erzählten, setzten meistens noch spöttisch hinzu, es gäbe Leute, die etwas leichtsinnig das Sichere für das Unsichere hingäben.

Noch Andere meinten, es sei ein Mißverständniß zwischen den Eltern eingetreten und die jungen Leute müßten darunter leiden.

Kurz, so ziemlich alle in der Sache möglichen Lesarten waren vertreten. Je mehr in Wirklichkeit die Erinnerung an jenen Abend verblaßte, um so mehr wollte Jeder bemerkt, beobachtet und gesehen haben.

Dem guten alten Fräulein wurde es trotz ihres Eifers unmöglich, aus allen diesen sich kreuzenden Fäden den leitenden heraus zu finden.

Während nun Alle so dachten, sprachen, riethen und vermutheten, saß ein junges Mädchen – an die Niemand dachte, über die Niemand vermuthete und von der Keiner sprach – still daheim mit ihren Gedanken. Sie hörte nicht ein Mal von all' dem Gerede, so erfüllt, so gefesselt war sie von ihrem eigenen Erlebniß. Ein leichtes Unwohlsein der Mutter war ihr ein angenehmer Vorwand, sich den letzten geselligen Vergnügungen dieser Tage zu entziehen. Sie hätte ihr Glück nicht hinaustragen mögen in die Welt; sie wäunte, ein Jeder müsse es ihr aus den Augen lesen, sehe es auf ihrer Stirne geschrieben.

Ihr Glück – sie schloß die Augen vor sich selbst, wenn es wie heimlicher Schauer sie durchrann. Was war das für ein Glück, das so plötzlich, so heimlich wie ein süßer Traum sie umfängen hielt? Sie hatte keinen Namen, keine feste Vorstellung dafür; sie knüpfte keine Hoffnungen daran, dachte an keine fernern Aussichten. Aber es war Glück; und dieses Mal nicht jenes Glück, das wir uns auflesen, uns zusammen pflücken, wie die einzelnen Blumen des Straußes, sondern ein Glück, das wie eine strömende Fluth das ganz Herz durchwallt, das wie Sonnenschein und Mondesglanz, bald glühend, bald milde, in des Menschen Seele sich ergießt und sie ganz erfüllt.

Jene Worte, die er gesprochen, was hatten sie ihr offenbart! Ihr Herz schlug hoch auf dabei – also das war es, was er von ihr begehrte? Nicht ihre Freundschaft, nicht ihre Ruhe hatte ihm genügt. Kalt hatte er sie genannt, weil sein Herz von ihr das begehrte, was er als den Strahl des Frauenherzens bezeichnete.

»Mein Gott, mein Gott, wie kam er dazu?!«

In tiefer Demuth neigte sie das Haupt, als sei das Unerhörteste, das Unglaublichste geschehen – dann hob sie es wieder, und ein seliges, fast triumphirendes Lächeln glitt über ihre Lippen. Wußte sie doch nun, daß sie den Schlüssel zu seiner Seele

gefunden, daß sie Schätze besaß, mit denen sie ihn bereichern könne, Schätze, wie nur die Liebe sie zu spenden weiß. »Liebe!« wiederholten ihre Lippen, als gehöre das Wort einer ihr fremden Sprache an.

Hatte sie sich selbst doch arg betrogen diese Zeit hindurch, indem sie wähnte, ganz frei, ganz ruhig ihm gegenüber zu stehen, indem sie glaubte, nur das eine Interesse hielte sie gefangen! Wie hatte die Liebe sich so heimlich eingeschlichen, sie so heimlich gefangen genommen, – sie, die geglaubt, sie sei stark gegen dieses Gefühl, ihre Vernunft, ihre Erkenntniß seien ein sicherer Schild dagegen!

Jetzt entsann sie sich all' der kleinen Ereignisse, der Worte und Blicke, die gleichsam leise fragend bei ihr angepocht. Warum hatte sie nicht verstehen, nicht glauben wollen? Es hatte ihr zu unmöglich gedünkt – er und sie, das kleine unscheinbare Mädchen! Ihr war, als habe seine Liebe sie umgewandelt, als sei, wie in dem Märchen, das häßliche Entlein plötzlich zum bewunderten, beneideten Schwan geworden.

Dachte sie vielleicht: was nun? Oder kam sie trotz ihrer sonstigen Klarheit nicht zu dem Gedanken? Sie war an jenem Abend vor ihm geflohen wie ein gescheuchtes Reh, als habe sie gefürchtet, mehr zu hören. Aber mußte er nicht wiederkommen? Sie knüpfte keine Vorstellung, kaum einen weitern Wunsch daran – sie erwartete nur vertrauensvoll, sie ersehnte und fürchtete zugleich.

Wie würde er kommen, wie jetzt wieder vor sie treten? Tief erglühend neigte sie das Gesicht über ihre Arbeit – und lauschte auf seinen Tritt, den sie so gut kannte, – auf seine Stimme im Vorsaal, die vielleicht ihren Namen nennen würde.

In thörichtem Schrecken war sie schon einige Mal geflohen, hatte dann pochenden Herzens oben am Treppengeländer gelehnt und gehorcht, ob er es sei – aber er war es nicht. Er

kam weder *den* folgenden, noch *die* folgenden Tage. Zögerte der Liebende, wo der Freund so eifrig gewesen?

Die Carnevalstage wie die ersten Tage der ernstesten Fasten waren schon vorüber, als Anna erfuhr, Rotteck habe am Tage nach dem Feste die Stadt verlassen. Der alte Mühler theilte ihr das mit. Jenes Papier, das Rotteck aufgefunden, hatte er noch immer nicht gesandt. Mühler hatte nichts weiter davon gehört, hatte auch nicht erfahren können, wo der Graf sei. Die Gräfin war im Zweifel gewesen, ob er sich auf das Gut begeben.

Anna staunte nicht über seine längere Abwesenheit; auch wurde sie dadurch nicht etwa schwankend oder zweifelhaft. Nein; in ihrer Liebe lag ein unendliches Vertrauen. Warum hatte er sich ihr genähert, wenn sein Herz ihn nicht dazu bewog? Was hätte er anders meinen können, er, der ihre Freundschaft ja besaß? Wohl leuchtete flüchtig der Gedanke auf: sie hätte ihn sollen alles sagen lassen, hätte nicht so scheu fliehen sollen. Aber sie war sich im Stillen bewußt, daß dennoch der eine Blick ihm mehr als genug verrathen.

Während sie so ihr heimliches Glück in einsamer Ruhe genoß, war Fräulein Ellinor unermüdlich in ihren Nachforschungen. In der Gesellschaft fing nach den ersten drei Tagen brennender Neugier das Interesse zu schwinden an. Aber so nachlässig ließ das Fräulein die Maschen eines begonnenen Gewebes nicht fallen. Prinz W. hatte nach dem ersten Carnevalstage die Stadt verlassen. Man sagte, er sei einer Einladung des Grafen Reusch gefolgt – das war die einzige interessantere Notiz, deren Fräulein Ellinor habhaft werden konnte.

Gräfin Rotteck, die ihr die beste Quelle hätte sein können, hatte sich, Ermüdung vorschützend, seit dem Tage des Festes fast ganz zurückgezogen. Fräulein Ellinor entwickelte die liebenswürdigste Theilnahme im persönlichen Nachfragen,

obgleich sie mehrere Tage nicht angenommen wurde. Eines Nachmittags endlich traf sie es doch günstig. Der Gräfin Herz schien erweicht von all' dem Antheil; die Thüren öffneten sich dem kleinen Fräulein.

Ihr scharfer Blick bemerkte sogleich, daß der Gräfin Züge wirklich Spuren von Abspannung und innerer Unruhe trugen. Gräfin Rotteck schien selbst begierig nach Nachrichten; denn sie frug sofort, ob Fräulein Ellinor nichts Neues erfahren habe, ob Einige aus der Gesellschaft der Einladung nach Schlandern, dem Gute des Grafen Reusch, gefolgt seien. Gräfin Rotteck frug, als habe Graf Reusch die ganze Gesellschaft nach dort gebeten. Fräulein Ellinor wußte nur, daß man gesagt habe, Prinz W. sei mit einigen Kameraden am Faschings-Dienstag dorthin gefahren. Sie sah, daß eine neue Wolke über der Gräfin Gesicht zog. »Graf Rotteck ist natürlich auch dort,« meinte das kleine Fräulein mit charmanter Unbefangenheit. Die Gräfin war unzweifelhaft verlegen. Fast schien es, als sei sie über den Aufenthalt ihres Sohnes nicht im Klaren. Er habe nur auf die Güter gewollt, habe einige Geschäfte dort gehabt, bemerkte sie, und sie fürchte fast, die Einladung eines Freundes habe ihn wieder zu Reiseplänen verlockt; Herren seien so unberechenbar. Im Stillen notirte Fräulein Ellinor »einen Korb« und ihre ganze Voraussicht ging ihr schmäzlich zu Scheiter dabei. Unglaublich, unmöglich das. Der Besuch wurde ihr fast peinlich; es war allzu schwer, sich jetzt noch nach keiner Seite zu avanciren. Fräulein Ellinor fürchtete, als einziges Ergebniß dieses Besuches eine rothe Nasenspitze davonzutragen in Folge des grellen Unterschiedes zwischen der warmen Luft drinnen und dem schneidenden Winde draußen. Aber als sie gerade noch beschäftigt war, besagte Nasenspitze sorglich unter den Schleier zu verbergen, war das Glück ihr günstig – der Bediente trat mit einem Briefe in der Hand bei der Gräfin ein.

Daß Fräulein Ellinor's Schleier wieder zurückflog, ist fast überflüssig, zu erwähnen. Aber auch durch denselben hätte sie die freudige Bewegung bemerken können, die über der Gräfin Züge sich breitete, sobald sie nur den Poststempel sah.

»Von Schlandern,« sagte sie freundlich. »Also doch dort. Gottlob.« Hastig das Couvert erbrechend, las sie die wenigen Worte, die es enthielt.

Sie behielt sie für sich; aber Fräulein Ellinor entnahm dem Ausdruck, den das Gesicht der Gräfin zeigte, so viel, als habe sie selbst das Billet gelesen. Die verrätherisch gleichgültige Miene, mit der die Gräfin den Brief in die Tasche schob, gab ihr volle Gewißheit.

»Morgen kommt mein Sohn, weiter schreibt er nichts,« sagte sie. »Nun, ich denke, wir werden bald genug den Grund seines plötzlichen Ausflugs erfahren.« Dabei drückte sie dem kleinen Fräulein die Hand, und die wohlerfahrene Dame fühlte schon an dem Druck derselben die vielsagende Erregung.

»Wollen Sie nicht noch ein wenig bleiben?« setzte die Gräfin sogar im freundlichsten Tone hinzu, als sei plötzlich alle Spannung von ihr gewichen.

Aber das Fräulein war viel zu discret dazu. »Nein, nein, Sie müssen allein bleiben,« meinte sie ganz zartfühlend, und nichts hätte Fräulein Ellinor jetzt zurückhalten können. Sie war ordentlich besorgt, die Gräfin hätte noch mehr sagen und ihr Schweigen auferlegen können.

Fräulein Ellinor hatte unzählige Bekannte; sie durfte mit Recht die ganze Gesellschaft dazu zählen. Zum großen Theil wohnten alle diese Bekannten in der Nähe des Rotteck'schen Hofes, in dem Stadtviertel, wo sie theils eigene Häuser, theils ihre langjährigen Mietwohnungen inne hatten, – man war conservativ dort.

Von allen ihren Bekannten waren die Kilmenaus die ihr am

entferntest Stehenden, und jedenfalls auch die am entferntest Wohnenden. Fremd in der Stadt, hatten sie nur ein entlegenes Quartier gefunden.

Was bewog nun Fräulein Ellinor, trotz des weiten Weges, trotz Wind und Wetter gerade zu Kilmenaus ihre Schritte zu lenken? Haben die Menschen einen Instinct dafür, wo ihr Wort am schärfsten trifft – daß sie nicht ruhen und rasten, bis sie es dort angebracht, wo es am schneidendsten eindringt?

Fräulein Ellinor wußte und ahnte nichts. Bei dem einfachen Grunde, den Rotteck für seinen Verkehr mit Kilmenaus angab, hatte Niemand besonders darauf geachtet. Fräulein von Kilmenau kam gar nicht in Rede, wo man ein so festes Augenmerk hatte. Vielleicht aber hatte Fräulein Ellinor das freundschaftliche Einverständniß, das zwischen Beiden herrschte, schon wie einen Eingriff in ihre Rechte betrachtet. Sie mußte doch sehen, ob man dort schon etwas wußte, und so trabte sie eifertig weiter, als sei keine Minute Zeit zu verlieren.

Noch ehe sie das Vorzimmer betrat, dessen Thüre Anna ihr öffnete, sprudelte sie es hervor, obschon sie so außer Athem war, daß die Stimme ihr fast versagte. »Wissen Sie schon – haben Sie schon gehört – das mit Graf Rotteck?«

»Ist Graf Rotteck ein Unglück zugestoßen?« fragte aber nur Frau von Kilmenau, die im selben Augenblicke hinzutreten war.

Anna's Zunge schien erlahmt bei dem Schrecken, den sie empfand. War das der Grund seines Fernbleibens? Starr sah sie auf das kleine Fräulein.

»Ein Unfall zugestoßen? Gott bewahre!« keuchte Fräulein Ellinor. »Im Gegentheile, ganz frisch und munter – sehr glücklich. Aber Sie wissen es gewiß schon?« Sie versuchte dabei eifrig, sich aus ihrem Shawl zu wickeln, den sie in ihrer Hast so zugezogen, daß sie fast erdrosselt wurde.

Anna's Hände griffen schon wieder diensteifrig zu, um den gordischen Knoten zu lösen. Purpurröthe stieg ihr auf die Stirne, denn fast überwältigend empfand sie an dem maßlosen Schrecken, der sie erfaßt, die Macht ihres Gefühls für ihn.

»Also kein Unfall,« fragte indeß Frau von Kilmenau weiter. »Nun, dann kann es nur noch Eines sein, was Sie so in Aufregung versetzt, liebes Fräulein.«

»Richtig gerathen!« rief sie schon dazwischen, endlich glücklich erlöst aus dem Gewebe, das ihren Hals umschlungen gehalten. »Richtig gerathen – seine Verlobung mit Comtesse Reusch Ah, Sie wußten es gewiß schon? Ich komme eben von seiner Mutter, die den Brief erhielt. Morgen wird es officiell, jetzt weiß es noch Niemand – danke, danke schön,« schloß sie, den Shawl aus Anna's Händen nehmend. »Wie kalt Ihre Finger sind, Kleine! Kälter wie meine durchfrorenen Hände. Kalte Hände, warmes Herz!« Sie drohte Anna scherzhaft mit dem Finger.

»Nun, eine Ueberraschung ist wenigstens diese Verlobung nicht – lange genug hat sie auf sich warten lassen,« sagte Frau von Kilmenau etwas kühl und wegwerfend. »Aber kommen Sie doch, liebes Fräulein, und nehmen Sie Platz. Dann können Sie uns berichten. – Richard,« sagte sie, zu dem Knaben gewandt, »rücke einen Sessel hier an den Ofen – da plaudert's sich besser.« Frau von Kilmenau wußte eine Neuigkeit nach Gebühr zu schätzen, wengleich die Nachricht dieser Verlobung sie etwas zu verstimmen schien.

Aber nicht der Knabe, der am Fenster lehnte und weder Hand noch Fuß rührte, sondern mit einem eigenen, trotzigem Ausdrücke das kleine Fräulein ansah, rückte den gewünschten Sessel herbei – Anna that es.

Keine Muskel ihres Gesichtes zuckte, als sie jetzt neben ihrer Mutter stehen blieb, dem Fräulein gerade gegenüber – und

doch war es nicht das Verlangen, mehr zu hören, was sie hier festhielt.

»Warum hat denn Graf Rotteck so schnell die Stadt verlassen nach dem Feste?« fragte Frau von Kilmenau, sich nachlässig zurücklehnend. »Es stand der Verlobung hier ja nichts im Wege.«

»Er ging nur, weil Reuschens auch so plötzlich die Stadt verließen und er darin ein Ablehnen und Abweisen sah,« sagte Fräulein Ellinor, so überzeugt von ihrer scharfen Combinationsgabe, als sei sie bei den Verhandlungen zugegen gewesen. »Die Hedwig ist ja ein so originelles Mädchen, bei der man nie sagen kann, wie ihr Entschluß ausfallen wird.«

»Nun, in diesem Falle war er doch leicht vorauszusehen,« lachte Frau von Kilmenau mit einem Anflug von Spott.

»Durchaus nicht, durchaus nicht,« eiferte das Fräulein. »Ich selbst war gar nicht sicher. Wie hat sie den Rotteck nicht immer abzuweisen gesucht! Bei ihrer Schönheit brauchte sie die Herren nicht heranzuziehen – zu so etwas nützt ja auch alle Intimität nichts,« fand Fräulein Ellinor für nöthig hinzuzusetzen; denn auf Frau von Kilmenau's Gesicht las sie eine gewisse Enttäuschung, die diesen Stich zu verdienen schien.

»O,« gab Frau von Kilmenau gereizt zurück, »man kann gewiß nicht sagen, daß Reuschs sehr zurückhaltend gewesen wären! Ich bitte Sie, – was geschah nicht alles, um ihn zu fesseln! Alle guten Freunde mußten ja helfen. Und diese Reise zuletzt – ein meisterlicher Schachzug, um endlich das Ziel zu erreichen, da der Herr gar nicht zum Entschluß zu kommen schien. *Mon Dieu*, das nennt man geschickt eingefangen.«

»Nein,« sagte Anna jetzt sehr ruhig dazwischen, »solche Berechnungen lagen wahrscheinlich Allen ganz fern. Comtesse Reusch hat von Anfang an großen Eindruck auf Graf Rotteck gemacht.«

»Davon sagtest du früher nichts,« bemerkte die Mutter in auffallend verdrießlichem Tone. »Warum hat er sich denn so wenig beeilt? ... Freilich, jetzt wird alle Welt erzählen, welch' entsetzliche Liebe ihn von Anfang an ergriffen. Es ist merkwürdig, wie hier im Lande stets Alles lobend und preisend um die ersten Sterne kreist.«

»Vielleicht wurde es Graf Rotteck überhaupt schwer, seine Unabhängigkeit aufzugeben,« sagte Anna eben so ruhig wie bisher. »Ich kann nur sagen, was ich weiß.« Sie stand auf, als wolle sie sich entfernen.

»Sie, ja, Sie können das wissen,« eiferte das Fräulein wieder, und ihre Augen funkelten ordentlich vor Freude über den kleinen Sieg, den sie über Frau von Kilmenau davongetragen hatte. »Sie können es wissen,« wiederholte sie. »Sie sind ja so befreundet mit ihm. Für seine kleine Freundin that er ja alles in dem Proceß und viel hat er Ihnen darin geholfen, nicht wahr – glänzend gewonnen?«

»So weit sind wir noch lange nicht,« sagte Anna. »Aber es steht gut, Gott sei Dank. Graf Rotteck war sehr freundlich.« Ihre Stimme klang heiser, als sie das sagte.

»Ja, und wie bewunderte er Sie wegen Ihrer Geschäftskenntniß,« fuhr das Fräulein geschwätzig fort. »Noch kürzlich erzählte mir seine Mutter, wie er immer von Ihnen sage, daß Sie so gar nicht wie ein Mädchen seien, so klar und so fest wie ein Mann. Ja, ja, es ist seltsam: so ein kleines Ding wie die, und immer so thätig. Sieht sie nicht aus, als ob ihr jetzt schon wieder der Boden unter den Füßen brenne? ... Lassen Sie sich nur nicht abhalten, Liebe; wir alten Leute haben immer noch ein Bißchen Zeit zum Plaudern. – Ihnen wird Ihr Freund jetzt nicht mehr viel nutzen, nun er seine Zeit für die schöne Braut nöthig hat.«

Was das Fräulein noch weiter alles hervorsprudelte, faßte Anna nicht. Nur in Einem hatte sie Recht gehabt: der Boden

brannte ihr unter den Füßen. Dennoch reichte ihre Willenskraft noch aus, um ruhig das Zimmer zu verlassen.

Da stand sie auf dem Flur – wie betäubt von dem Schlage. Sie empfand einen Schmerz, und doch wußte sie kaum, was geschehen. Sie sah um sich – – alles kam ihr wie ausgewechselt vor. Es war ihr, als sei sie von großer Höhe jäh herabgestürzt in eine furchtbare Tiefe. Alles zitterte an ihr, alles bebte; doch unklar blieb ihr die Ursache des Weh's.

Da ward heftig die Thüre aufgerissen – – zwei Arme umfaßten sie stürmisch, ein Knabekopf preßte sich an ihre Wange. »Wenn ich ein Mann wäre, schösse ich ihn todt und das alte Schwatzmaul dazu,« rief der Knabe leidenschaftlich, und sie fühlte seine brennend heißen Thränen auf ihrem Antlitz.

»Richard, Richard!« mahnte sie entsetzt. Aber in demselben Augenblicke riß der Knabe sich von ihr los und sprang in mächtigen Sätzen die Treppe hinab, als wolle er in der Bewegung die Wildheit seiner Gefühle austoben.

Anna war durch die stürmische Liebkosung aus der Betäubung erwacht; jetzt wußte sie klar, warum sie so tief litt. Alles, was sie gedacht, geglaubt, gehofft, geliebt – es war eitel Spiel und Täuschung gewesen. Von der Höhe des Glückes war der Sturz furchtbar.

Sie suchte ihr Zimmer auf, sie sank dort nieder, und wie höhrend klang es ihr in den Ohren: »Er sagte immer, Sie seien nicht wie ein Mädchen.«

VII.

Unzählige Male wiederholte Anna sich diese Worte, obgleich sie wie widrige Töne ihr in den Ohren gellten, während sie da kniete an jenem Abend auf dem harten Boden, die Arme

auf den Tisch gekreuzt, das Gesicht darauf gepreßt, im herben Ausdruck eines Schmerzes, der alles Aeußere unbeachtet läßt. Da war nichts von händeringender Verzweiflung, von strömenden Thränen – langsam nur schlich hier und da ein Tropfen die brennende Wange hinab, eine Thräne, wie der bohrende Gedanke sie auspreßt. Denn denken mußte sie, bis der Frost ihre Glieder schüttelte und die Gluth ihr Haupt zu zersprengen drohte, denkend mußte sie ihren Schmerz verarbeiten, anstatt in heftigem Ausbruch die Leidenschaft zu erschöpfen, oder in weichem Erguß das verletzte Gefühl zu beruhigen.

Dachte sie zürnend seiner, der so leichtes Spiel mit ihr getrieben, grollend derjenigen, die ihr sein Herz entwendet? Nein, sie hatte keine Anklage für ihn, keine schmerzliche Eifersucht gegen die Andere. Nur ein unsäglich bitteres Gefühl gegen sich selbst stieg in ihr auf, »Menschen meiner Art liebt man nicht« – hatte sie nicht einst selbst das gesagt? Sie hatte es mit lachendem Munde behauptet, in dem Gefühl der Sicherheit, frei und unangefochten Allen gegenüber zu stehen. Aber nun empfand sie den Stachel der Worte! Warum konnte man sie denn nicht lieben? Warum sollte ihr versagt sein, was Andern so natürlich zufiel, wie der Sonnenschein dem Maitag und die Knospe dem Frühling? War sie denn nicht auch jung – schlug ihr Herz nicht auch warm? Wußte sie doch, welche Hingebung darin wohnte – warum konnte man sie nicht lieben?

Jäh sprang Anna jetzt empor und schritt in ihrer Demüthigung dahin, wohin das schöne Mädchen geht in seinem Triumph. Rücksichtslos warf sie die schweren Haarmassen zurück, die ihr tief über das Antlitz gesunken waren, und blickte mit finsterner Entschlossenheit auf ihr eigenes Bild im Glase. Nachsichtslos prüfte sie Zug um Zug: diese feste Stirne, den jetzt fast trotzig aufgeworfenen Mund, die dunkel glühenden Augen. Und doch hatte sie – dessen war sie sich bewußt – häßlichere,

reizlosere, nichtssagendere Züge als diese gesehen, auf denen der Blick der Liebe ruht. Sie rief sich in die Erinnerung zurück all' die von der Natur Vernachlässigten, von denen sie gesehen, wie sie ein Herz zu fesseln vermocht. Warum konnte man sie nicht lieben? War es so undenkbar, daß er selbst jene Worte hatte bedeutungslos reden können, ohne mehr darunter zu verstehen, als den Verkehr mit einem ihn ansprechenden Geist! O, wie sie ihn fast haßte, diesen Geist, der sie in eine so kalte, fremde Sphäre versetzte, sie fast mit einem Banne zu umgeben schien. »Gar nicht wie ein Mädchen,« hatte er gesagt, während sie geglaubt, von ihm verstanden zu sein. Vielleicht war ihr das das bitterste Urtheil, – denn ein Weib will dem, den es liebt, nichts sein, als der Begriff echter Weiblichkeit. Warum verfolgte das Wort sie seit ihrer frühesten Kindheit? Zuerst hörte sie es von der Mutter Lippen, wenn sie da stand, das dunkele, blasse Kind, dem alles Aeußere so gleichgültig war, versenkt in ihre Gedanken, die ihr selbst nur wirre, bunte Räthsel boten. »Gar nicht wie ein Mädchen,« – hörte sie wieder, wenn dann plötzlich die unbändige Lebenslust sich Bahn brach, wo sie die Wildeste war selbst in Mitten der Schaar der Buben, kaum verstehend, warum man an ihr tadele, was man bei denen gut hieß.

»Gar nicht wie ein Mädchen.« Sie entsann sich eines Tages, wo sie, in ein Buch versenkt, hinter dem Schreibtisch des Vaters kauernd, einem Zwiegespräch der Eltern gelauscht hatte. Sie sah wieder den Kopf des Vaters mit den feinen, geistvollen Zügen, so sinnend vornüber gebeugt, einen Ausdruck von Sorge darin: »Ich möchte sie lassen in ihrer Eigenart,« hatte er gesagt. »Aber sie müßte dann entbehren können, wonach des Weibes Herz begehrt – es ist nicht gut für ein Weib, anders zu sein als Andere.« Des Vaters stille Trauer bei diesen Worten hatte ihr mehr Eindruck gemacht, als alle frühern Rügen. Wie verehrte sie diesen Vater, wie strebte sie nach dessen Liebe! Und

doch hatte ein kleines reizendes Mädchen mit gelben Locken, das einst zum Besuch kam, öfter als sie auf den Knien des Vaters Platz gefunden, und ihr hatte geschienen, daß er sie dabei fast mitleidig betrachtete.

Ihr rasches Verständniß hatte den Sinn in des Vaters Worten wohl erfaßt. Also das war es, was zwischen ihm und ihr gestanden? O, sie konnte werden wie alle Andern, wenn die Menschen darunter das gemessene, wohlherzogene Wesen verstanden, gegen das sie sich bisher so gesträubt, wenn sie all' diese weiblichen Arbeiten, diese kleinen Beschäftigungen sich aneignete, die ihr bis jetzt so zuwider gewesen. Ja, sie konnte werden wie ein Mädchen, wenn sie wollte; jene Stunde hatte sie vielleicht davor bewahrt, ein excentrisches Wesen zu werden. Dem Sinne der Welt nach wäre sie aber selbst dann wohl mehr Weib geblieben als jetzt – denn der Kampf mit ihren innern Anlagen, diese stete Selbstüberwindung, dieses Streben, stets die Vernunft maßgebend sein zu lassen, hatten die Entschlossenheit gezeitigt, die Festigkeit ihr gegeben, deren Stempel nun auf ihrer Stirne lag und die gleich einer festen, harten Schale ihr innerstes Wesen einhüllte. Denn eine spätere Stunde war gekommen, wo sie noch klarer den Gedankengang des Vaters verfolgte und die ganze Bedeutung seiner Worte ihr aufgegangen war. Mit dieser Erkenntniß aber war auch ihr Stolz erwacht, der Stolz, der in dem einen Punkte sie nicht wie alle Andern wollte sein lassen.

Lag es nicht in ihrer Art, Herzen fesseln zu können, wohl an, so konnte sie das entbehren, und sie hatte kühn sich vermessen, mit dieser Erkenntniß sicher dazustehen, auf ihre eigene Kraft bauen zu können.

Und was war aus der Einsicht, dieser Kraft geworden? – Ein Spiel der Phantasie (wie sie es nannte) hatte sie schon getäuscht; schwächer wie alle Andern hatte sie schon dem nich-

tigsten Wort Eingang gestattet, den ersten Traum geglaubt und ihn für Wahrheit genommen, ihr Selbst dafür hingegeben.

Mit unsäglichem Elend empfand sie das Gefühl ihrer Schwäche. Bitter rächte sich der verletzte Stolz: die Zähne preßten sich fest auf die Lippen, so fest, daß langsam ein Blutstropfen ihnen entquoll, als sie sich ausmalte, was er in ihren Augen gelesen, – und was nun seine Antwort darauf war.

Das ist die Last, die auf demjenigen Menschen ruht, dem die Gabe des Denkens eigen: daß er den Schmerz durchdenken muß bis in seine letzte Consequenz – unerbittlich, nichts beschönigend. Er muß ihn unversüßt durchkosten, Tropfen für Tropfen – ein ätzender Trank.

Doch das ist auch der Segen, den Gott in diese Kraft gelegt, mit der Gerechtigkeit, welche jede seiner Gaben kennzeichnet: wie sie hinunter steigen läßt bis auf den tiefsten Grund des Schmerzes, so hebt sie auch wieder hinauf. Auch dazu reiht sich Gedanke wieder an Gedanke, der nach Trost sucht und ihn findet, wenn die Seele rein und gesund ist. Und ihre Seele war rein, frei von aller Niedrigkeit, eine Seele, des Kampfes gewohnt. Das Ringen gegen sich selbst in den frühern Jahren war nicht nutzlos gewesen; Anna war dadurch gestärkt gegen solchen Sturm.

Wohl schwankte die Waage, ob der Groll des Herzens siegen werde, der feindlich sich empörte gegen ein Schicksal, das so unverdient und unverschuldet ihm auferlegt worden. Alles Außerordentliche erscheint zuerst wie eine Ungerechtigkeit Gottes, sagt ein weiser Mann. Wenn aber ein Herz in seiner Schwäche klagt, ist der Herr ihm nah, – selbst dann, wenn in irdischer Sehnsucht befangen, es Seinen Namen erst nur stammelnd nennt, und noch so weit vom Himmel sich entfernt fühlt.

Eine jener Fügungen, womit der Herr die Herzen leitet, die

oft unbeachtet an uns vorübergehen und doch so inhaltreich sind, war es wohl, daß aus dem Schwall der kränkenden Erinnerungen jenes Gespräch in ihr auftauchte, das zuerst ihr Interesse an ihm geweckt hatte. Sie hörte wieder, wie er sich damals zum Anwalt der gefährlichen Gabe der Originalität gemacht, wie er sie trotz allem eine Gottesgabe genannt, die eine große Bedeutung für den Menschen habe. Sie hatte das die schönste Auffassung genannt – wollte sie es jetzt nicht so aufnehmen?

Das Wort aus seinem Munde konnte zum Trost werden für die Wunde, die er selbst geschlagen. Die Gedanken wogten und rankten sich darum, Himmlisches und Irdisches verwebte sich noch: bald bei diesem, bald bei jenem blieb der Sinn haften. Aber mehr und mehr fühlte ihr Herz sich zu dem Lichte gezogen, in dem jeder Schmerz sich milder zeigt.

Es ist eine Gnade Gottes, wenn die Gedanken die Richtung nach Oben wieder annehmen.

Das Licht war schon lange im Sockel niedergebrannt und erloschen – denn bei der Arbeit der Gedanken verrinnt die Zeit stets rasch, ob sie rosige Bilder ausspinnen, oder in hartem Frohn stehen. Weich und mild umfing endlich die Dunkelheit den müden Sinn und rief zur Nachtruhe.

Die Nacht wirkt überwältigend; ihrem Zauber ist selten zu widerstehen. Unbezwänglich breitet der Schlaf seinen Schleier auch über das herbste Weh und wiegt es ein. Aber seine Herrschaft währt nicht lange. Leicht öffnet des Tages Strahl das mühsam geschlossene Lid. Glückliche, wenn die Kraft, welche die Ruhe uns gewährt hat, auch genügt, dem neu erwachten Schmerz zu widerstehen; glücklicher noch, wenn das Leben mit irgend einer Aufgabe gleich zwingend an uns herantritt, ehe wir dem dumpfen Nachklang des Erlittenen uns wieder hingeben können. Wohl nicht bloß leerer Zufall ist es, daß dieses so oft eintrifft.

Das Günstigste, was Anna an dem Morgen begegnen konnte, war wohl, daß selbst ihr kurzer Schlummer noch unterbrochen wurde und man sogleich Anspruch an ihre Thätigkeit machte. Der alte Rechtsanwalt hatte schon in der Frühe einen Boten gesandt mit einem Briefe, der Bescheid verlangte. Eine richterliche Entscheidung in dem schwebenden Prozesse war nahe bevorstehend, und nach allen Voraussetzungen schien sie günstig ausfallen zu müssen. Der Rechtsanwalt, das eifrige Interesse seiner Clientin an der Sache kennend, betonte dies selbst in dieser kurzen Mittheilung von neuem. Vielleicht würde Anna in seiner Meinung etwas gesunken sein, wenn er gesehen hätte, wie gleichgültig sie in diesem Augenblicke die Nachricht hinnahm. Mühler schrieb, daß er über das vermißte Papier trotz aller Anfragen noch immer keine Antwort von Graf Rotteck erhalten haben, und frug, ob der Graf es indessen vielleicht Anna zugestellt oder ihr irgend eine Mittheilung darüber gemacht habe; wenn nicht, so müsse er, Mühler, jedenfalls schon Vormittags ziemlich früh bei ihr erscheinen, um zu bereden, was in der Sache geschehen solle.

Es durchzuckte Anna eigenthümlich, als der Gedanke sich ihr aufdrängte, warum Rotteck ihr Interesse jetzt vernachlässige, warum es bei ihm in den Hintergrund getreten sei, dies Interesse, das sie in den letzten Tagen sich so süß als ein persönliches vorgespiegelt hatte. Sie antwortete dem Juristen nur in wenigen flüchtigen Worten, daß ein wichtiges Ereigniß Graf Rotteck an jeder Theilnahme an ihren Geschäften jetzt verhindere; er möge ihn daher in diesen Tagen nicht weiter damit belästigen; sie hoffe, noch eine Copie des Actenstückes zu finden, und erwarte Herrn Mühler ganz sicher zu der bezeichneten Stunde.

Als das Billet beendet war, wagte Anna kaum weiter darüber nachzudenken. Die wenigen Worte, die sie geschrieben, waren

ihr wie die Bestätigung der Thatsache, die ihr bis jetzt noch wie ein Traum vorgekommen; der Beginn des vollkommenen Loslösens von Alfred lag darin. Nur eins empfand sie als Erleichterung: daß sie für den heutigen Morgen einen Vorwand gewonnen hatte, sich aus dem Familiencirkel zurückzuziehen. Sie fühlte, daß sie die forschenden, mitleidsvollen Augen ihres Bruders Richard nicht lange ertragen könne, und noch weniger den unzufriedenen Ausdruck im Gesichte der Mutter, den sie gestern ungeachtet ihres Schreckens bemerkt hatte.

Sie begann also die Durchsicht der Papiere, um wo möglich das Vermißte zu finden, – eine Arbeit, bei der sie natürlich allein und ungestört zu sein verlangen konnte.

Wieder lagen all' die vergilbten Documente, die trockenen Acten vor ihr ausgebreitet; emsig suchte sie die Titel zu entziffern, mühsam durchforschte sie den Inhalt. Vergeblich suchte sie sich dabei das warme Interesse zurückzurufen, das sie einst daran gehabt. Immer wiederholte sie sich, welche günstige Wendung die Sache genommen, wie nahe die Erfüllung ihres einst so heißen Wunsches sei; sie versuchte die frühere Freude daran zu wecken – aber umsonst. Sie erinnerte sich nur des Antlitzes, das sich so oft mit ihr über diese Papiere gebeugt; sie wähte die Stimme zu hören, deren Bemerkungen dem trockenen Geschäft anregendes Leben verliehen; sie glaubte die Augen zu sehen, von denen sie einen kurzen Augenblick gewähnt, daß sie mit warmem Strahl die ihren suchten ... Vorbei, vorbei, für immer vorbei ihr verlorener Traum, ihr zerschelltes Glück trat ihr vor die Seele; unsäglich öde und einsam kam ihr das Leben vor. Einst hatte sie es vermocht, in Anderer Glück und für Anderer Glück zu leben; sie war so stolz und befriedigt gewesen in dem Satze: »man braucht uns,« und jetzt – es flimmerte vor den Augen, es stieg so heiß darin auf – hatte sie in den vergangenen Stunden mehr das Elend des verletzten Stol-

zes empfunden, so forderten jetzt Schmerz, Sehnsucht, Liebe ihr Recht, – bis endlich die verhaltene Fluth hervorbrach.

»Nein, Richard, nein, du kannst nicht kommen, – – Richard, jetzt nicht!« rief sie, da sie glaubte, ein Geräusch an der Thüre zu vernehmen. Sie zwang sich, das aufwallende Gefühl zurückzudrängen. Aber im selben Augenblicke wurde trotz des abweisenden Rufes die Thüre geöffnet und eine andere Gestalt als die ihres Bruders trat herein. Eine andere Stimme als die Richard's sagte: »Es ist nicht Richard, ich bin es. Man hat mich hier herein gewiesen: ich würde Sie hier finden, und ich habe Gründe, mich heute nicht leicht abweisen zu lassen. Wollen Sie mich nicht willkommen heißen, Fräulein Anna?« Es war Rotteck's Hand, die sich ihr entgegen streckte; seine Stimme klang heiter, sein Aussehen war fast ein frohes zu nennen.

Anna stand still, als mißtraue sie ihren eigenen Augen; ein Strom von Gefühlen durchfluthete sie, aber ein einziger Gedanke blieb übermächtig: »O, nur Ruhe, nur Fassung in diesem einen Augenblick.« Der feuchten Lider ungeachtet, zwang sie den Blick, zu ihm aufzuschauen, zwang die Hand, sich ihm entgegen zu strecken wie immer; sie zwang sich zur Rede, wenn die Stimme auch zitternd und unsicher klang. »Ah, Graf Rotteck,« sagte sie, »ich hatte Sie heute nicht erwartet. Aber ich weiß, warum Sie kommen: Herr Mühlner wird Ihnen geschrieben haben wegen des vermißten Papieres. Es ist sehr freundlich, daß Sie kommen.« Sie sprach mit eigenthümlicher Hast.

Seine Hand aber hielt die ihre fest; forschend sah er sie an. »Ich kam nicht wegen der Papiere,« sagte er ernst und langsam, »und ich bringe das Vermißte auch nicht – – ich komme in einer andern Angelegenheit wo ich an Ihr Urtheil appellire, wo von Ihrer Freisprechung mir alles abhängt.«

Verstand sie ihn nicht, daß sie so stumm und regungslos blieb?

»Habe ich Sie so erschreckt?« Mit bewegter Stimme setzte er das hinzu.

In Anna's Gedanken wogte es wild. Hatte er ihre Gefühle errathen, wollte er sie gewissermaßen um Verzeihung bitten, sich entschuldigen wegen seiner Handlungsweise? Anna's Kopf hob sich höher und stolzer bei dem Gedanken; um ihre Lippen zuckte es fast höhnisch. »Ich wüßte nicht, wozu eine Freisprechung – die kleine Verzögerung hat noch nicht geschadet, durchaus keinen Einfluß gehabt. Das Vergessen war in diesem Augenblicke Ihrerseits mehr wie gerechtfertigt.«

»Anna, Sie wollen mich nicht verstehen,« rief Rotteck jetzt, als er ihren kalten Blick sah. »Und doch habe ich auf Ihr Verständniß gerechnet. Sie sind das einzige Weib, dem ich ein solches Geständniß machen würde, das ich für stark und edel genug halte, auch dann noch entscheiden zu können Anna, im Namen unserer Freundschaft, wollen Sie mich hören?« Er trat einen Schritt näher, als sie eine Bewegung machte.

Aber im selben Augenblick wich Anna todtenbleich zurück, als seien diese letzten Worte ihr zu viel gewesen. »Nicht so, nicht so!« rief sie, und streckte die Hände abwehrend aus. »Ich will Ihre Freundschaft nicht, ich kann Ihre Freundin nicht sein – ich bin nicht stark und kalt, wie Sie meinen Ich habe doch auch ein Herz Warum sind Sie gekommen, mir meine Ruhe zu nehmen – sie war das Einzige, was ich hatte! Sagen Sie, was Sie sagen wollen, der Frau, die Sie lieben! – O, und nun werde ich so unglücklich sein!« In übermächtiger Erregung strömte das über ihre Lippen; athemlos zitternd stand sie vor ihm da; fast feindlich blitzten ihm die Augen entgegen. Dann plötzlich, als käme ihr die Besinnung wieder, bedeckte sie das Gesicht mit den Händen. »Mein Gott, was habe ich gesagt!« flüsterte sie athemlos.

Rotteck selbst blieb vor der Gewalt dieser Leidenschaft einen Augenblick gebannt – dann beugte er sich tiefer zu ihr nieder. »Anna,« sagte er feierlich, »das Weib, das ich liebe, sind Sie Sie sind es,« wiederholte er noch leiser.

Es war trotz alledem ein Wonneshauer, der Anna erbeben ließ, als sie seine Nähe empfand, den Arm, der sie jetzt zu umfassen strebte. Aber die Hände preßten sich nur fester vor ihr Antlitz. »O, sagen Sie nichts – sagen Sie nichts.« Ihre Stimme klang seltsam rührend in ihrer Angst. »Ich werde glauben, was Sie sagen, ich werde so unverständlich sein, so unvernünftig – und ich weiß doch, daß es nichts ist – nichts, gar nichts.«

»Eine harte Anklage liegt in Ihren Worten,« sagte er, den Kopf erhebend; »aber eine verdiente. Gott sei Dank, daß Sie selbst es sagen: Sie haben ein thörichtes, unvernünftiges Herz. Da wird es vielleicht unverständlich genug sein, mir zu verzeihen, unvernünftig genug, noch ein Mal mild zu sein, noch ein Mal mir zu glauben! Anna, ich liebe nur Sie, suche nur Sie, wenn Sie noch ein Mal mir vertrauen können.«

»Nimmer, nimmer,« entgegnete Anna. »Ich weiß, man kann mich nicht lieben, – es war nicht Ihre Schuld. Nur Mitleid läßt Sie jetzt das alles sagen. Lassen Sie mich; ich will kein Mitleid, – ich brauche keine Liebe!« setzte sie noch heftiger hinzu, und mit einer raschen Bewegung war sie der Thüre nahe.

Ehe sie dieselbe jedoch öffnen konnte, lag seine Hand schon auf der Klinke. »Ich sehe, ich darf auf das thörichte Herz allein nicht rechnen,« sagte er fast traurig. »Ich muß doch an den Kopf mit appelliren. Anna, entsinnen Sie sich eines Urtheils über mich, als Sie mir noch unbefangen gegenüber standen? Ich dächte mehr an mein eigenes als an Anderer Glück, sagten Sie. Es war wahr. Glauben Sie aber, der Mensch wechsele so leicht, ändere sein ganzes Wesen so bald? Nein, wahrlich, ich bin so noch heute. Und auch Ihr anderes Wort kann in

Erfüllung gehen, daß man dann am leichtesten des Glückes ganz verlustig wird. Weiß Gott, ob ich um meines Zagens und Schwankens willen, meiner eigenen Unklarheit zur Strafe, nicht unwiderrufflich es verscherzt habe. Aber eines glauben Sie mir: dann wirbt man nicht aus Mitleid mit dem Gefühle Anderer, sondern das eigene zwingt dann herrisch dazu.«

Er sah auf sie nieder, wie sie ihm jetzt gegenüber stand, mit Purpurgluth das Gesicht bedeckt, das Auge bald scheu niedergeschlagen, bald trotzig ihn anblickend, ein Ausdruck von Entschlossenheit in Haltung und Stellung, als harre sie nur des Augenblickes, sich ganz von ihm abzuwenden.

»Wir haben uns,« sagte er leise beschwichtigend, »unsere Erklärung ungestümer, unklarer gemacht, als man uns ruhigen, vernünftigen Menschen zutrauen würde. Kommen Sie, setzen Sie sich! Es ist lang, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich flehe Sie an, hören Sie mich noch ein Mal und dann urtheilen Sie, – dann wenden Sie sich ab, wenn Sie nicht anders können.«

Sagte etwas in ihrem Innern, daß er ein Recht habe, wenigstens gehört zu werden? Stumm lehnte sie an dem Sessel, den er ihr hinschob, den Arm darauf gestützt, die Stirne in der Hand ruhend, daß ihr Blick fast verdeckt war.

Unruhig schritt Rotteck ein Mal auf und nieder, dann blieb er vor Anna stehen.

»Sie wissen, warum ich diesen Winter hierher kam,« begann er. »Sie wissen, welche Absicht ich hatte. Leidenschaftslos wollte ich prüfen, wem ich das Glück meines Lebens anvertrauen könne. Diese leidenschaftslose Prüfung war das Zugeständniß, das ich meiner Liebe zur Unabhängigkeit machte, die bei mir bisher noch jede Neigung überwogen hatte. Ich kam und fand Hedwig Reusch. Anna, ich will es gestehen: so, gerade so hatte ich mir die Gefährtin an meiner Seite geträumt. Bewundert, beneidet, umworben hatte ich sie mir vorgestellt.

An ein glänzendes Loos gewöhnt, hatte ich auch mit diesem Glanz umgeben, mit aller äußern Schönheit geschmückt mir stets die gedacht, auf die meine Wahl fallen könne. Hedwig's keckes, spielendes Wesen war mir ein Reiz mehr. Sie wissen, ich fürchtete das Wort originell nicht. Ich wollte mich in den Gedanken hinein leben, daß sie mich fessele; es war so beruhigend, endlich einen Entschluß als naheliegend zu betrachten. Und doch, warum kam das entscheidende Wort nicht über meine Lippen? Neben sie, Anna, war eine Andere getreten, die in nichts den Vorstellungen entsprach, die ich mir gemacht hatte, die aber von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft an mir stets ein neues Räthsel bot. Anna, Sie glauben nicht, wie die Gegensätze in Ihnen mich gequält haben. Meinen Verkehr mit Ihnen nannte ich Freundschaft, mein Nachdenken über Sie schien mir die Lösung einer psychologischen Frage. Diese ruhige, innere Abgeschlossenheit, die jeder Einwirkung fremd schien, ließ mich nicht ruhen. Zuletzt kam ein fast dämonischer Wunsch über mich, ein Mal das Gleichgewicht gestört zu sehen. Als ich an jenem Abende mich Ihnen so gewaltsam aufdrängte, was anders zwang mich dazu, als daß ich wähnte, ein Anderer habe die Saite zu rühren verstanden, die mir versagte. Da las ich plötzlich in Ihren Blicken, was ich nicht geahnt, was ich bei Ihnen für unmöglich gehalten! Abermals erschloß sich mir etwas Neues in Ihnen, was mich erst beseligte und dann, Anna, und das ist mein Geständniß« – er stockte, und jedes Wort schien sich mühsam loszuringen – »und dann zurückschreckte.«

Ein leichter Schauer durchflog ihre Glieder; aber zum ersten Male sah sie wieder zu ihm auf.

»Ja, zurückschreckte,« wiederholte er. »Ich glaubte damals mit jenem andern Entschlusse mich abgefunden zu haben; ich sah die Augen der Welt auf mich gerichtet, ich wußte, welche

Erwartungen ich erregt hatte – und in dem Lichte hatte ich Ihrer, Anna, noch nicht gedacht!! Man macht sich von lang gehegten Vorstellungen nicht auf ein Mal los; das Ideal, welches ich mir erträumt hatte, war das der schönen, glänzenden Frau, des bezaubernden Wesens, das von der Welt angestaunt wird, einer übersprudelnden Jugend, deren Wesen noch wie weiches Wachs sich formen läßt. Dem trat Ihr Bild gegenüber, und Ihre Selbständigkeit kam mir erschreckend vor. Zwei so feste Charaktere, wie wir, konnten die anders als höchstens in Freundschaft neben einander bestehen? Hatten Sie nicht selbst gesagt, ich bedürfe nur einer Blume. Ich spiegelte mir vor, was ich in Ihren Augen gelesen, sei nur ein Moment der Erregung gewesen. Ich rief mir zurück, was Sie noch kurz zuvor mir gerathen hatten. Ich wiederholte mir, wie klar sehend Sie seien, wie großartig und kräftig Ihr Geist, wie wenig solchen Regungen zugänglich.«

»Als ob man dann nicht auch um so kräftiger liebe!« schaltete sie, fast unwillkürlich, plötzlich ein.

»Thut man das?« rief er. »Gott Dank für dieses Wort! In der Stimmung, in der ich war, konnte ich keiner von Beiden nahen. Ich war von einem Gefühl der Ungeduld, des Zwiespaltes ergriffen, das mir nur den einen Wunsch nach meiner alten Unbekümmertheit und Freiheit ließ. Ich floh aus der Stadt, meine Gefühle zu beschwichtigen. Ich ging auf unser Gut; die Einsamkeit sollte mir wohl thun – aber die Einsamkeit, die mir sonst wohl gethan, hieß nur noch Leere und Oede.

»Fort wollte ich nun, wieder in die Welt hinaus, um das alles abzuschütteln und im Wechsel zu vergessen. Aber ich hörte eine kleine Gestalt neben mir sagen: ›Im Festwurzeln liegt der dauernde Reiz – der des Wechsels stumpft ab‹ – und ich fühlte, daß sie Recht hatte; denn mit tausend Banden hielt es mich hier.

»Von meiner Mutter erhielt ich indeß Brief auf Brief: ich möchte meinem Vorhaben nicht untreu werden. Ihre Sorge um mein Glück rührte mich, doch eingreifender als ihre besten Rathschläge klangen die Worte mir im Ohr: ich solle zugreifen, das Glück mir erringen, das seit Paradieseszeiten das Herz des Mannes beruhige.«

»Ah!« stieß Anna tief erglühend hervor, und tiefer sank ihr Haupt.

»Entsinnen Sie sich, daß Sie es gesagt? Was zögerte ich auch, den Schritt zu thun – den Tausende so beruhigt, so gleichmüthig thun. Anna – noch am selben Tage war ich in Schlandern; ich wollte doch prüfen, wo mein Herz gefesselt sei.

»Schöner, liebreizender als je, trat Hedwig mir entgegen – und ihre Schönheit hatte dennoch allen Eindruck auf mich verloren. Sie war neckisch in ihrem Wesen, kühn, naiv in ihren Einfällen. Und doch – was war mir das jetzt? Das Spiel eines Kindes, das nichts Kindliches mehr hat, die Launen eines schönen Weibes, das alles wagen zu können glaubt, weil alles ihm kleidet. Mich ermüdete das nur; vielleicht weil das mir in der Welt alles schon piquanter begegnet war. Sie liebte das Ungeöhnliche, sie suchte danach – und da trat vor mich das Bild einer Andern, Anna, die nichts sein wollte, als ein einfaches, schlichtes Weib, die selbst die reichen Anlagen ihres Geistes haßte, weil diese sie aus der rechten Sphäre zu drängen schienen; die gewöhnlich sein wollte und bei welcher überall der ureigene Reichthum hervorbrach. Da erkannte ich, daß nicht der pikante Wechsel des Augenblicks, den ich hätte zu beherrschen oder mich ihm unterzuordnen gehabt, mich fesseln könne, sondern daß ich Sehnsucht danach trug, Jemand fest und sicher neben mir stehen zu sehen, in Wahrheit eine Gefährtin des Lebens. War sie nicht eine zauberisch reizende Blume, so doch ein Kleinod, wie ich mir der Frauen Werth gedacht, ein

Kleinod von herrlicher Hoheit, dessen innerster Strahl mir ge-
leuchtet Anna, nach dem Blick, den ich dir so widerstrebend
entlockt, genügte mir auch nicht mehr eine huldvolle Zusage,
die der besten Partie galt; ich verließ Schlandern, und jetzt bin
ich hier! Glaubst du noch, daß es Mitleid sei, was mich zu dir
gezwungen?« Seine Stimme zitterte in mächtiger Erregung, als
er dies Mal fragte. »Ich habe dir alles gesagt, nichts beschönigt,
nicht ein Mal meinen kalten Egoismus, der nur an das eigene
Glück dachte.«

»O, du liebst nur meinen Geist,« rief sie klagend; »das ist
nicht das Rechte.«

Dem Ernste des Augenblicks zum Trotz, spielte jetzt ein Lächeln um seine Lippen. »Wahrlich, du bist Eva's echte Tochter, die alles ergründen muß! Kind, wer weiß, ob ich das gescheidte Köpfchen so zu würdigen wüßte, wäre es nicht von so herrlicher brauner Fluth umflossen – ob die Gedanken mich so entzückt hätten, wenn sie aus weniger dunkeln und tiefen Augen geleuchtet Laß dir beichten, wie es war, da ich zuerst dich sah. Sieh', hier in dies selbe Zimmer trat ich eines Abends ein, hastig und mißvergnügt über den mir aufgebürdeten Besuch, – ungeduldig, weil ich keine Anmeldung möglich sah. Mit etwas Ueberraschendem sollte unsere Bekanntschaft beginnen. Dort am Tische sah ich zu meinem Staunen eine junge Dame sitzen – auf das eifrigste, wie es schien, in einen Wust von Acten und Papieren begraben, in eigenthümlichem Contrast zu der duftigen Ball-Toilette, die ihrer zu harren schien. Trotz der späten Stunde war ihr Köpfchen noch nicht in die Hände des Friseurs gerathen; denn die Fülle, welche diese Flechten barge, floß frei und aufgelöst herab, so daß die Spitzen fast die Erde berührten. So etwas hätte ich wohl nie gesehen, wäre der Zufall mir nicht günstig gewesen, und der seltene Anblick fesselte mich noch mehr, als der wohl noch seltenere, eine junge

Dame so kurze Zeit vor dem Balle, vor ihrem ersten Auftreten in der Stadt, an so ernster Beschäftigung zu finden. Das Bild ist mir nie entschwunden. Wer weiß zu sagen, wann der elektrische Funke der Liebe sich entzündet, was ein Augenblick bewirken kann? Aber drei Mal glücklich, wenn der Funke seine Nahrung findet in der geistigen Uebereinstimmung, die wir Freundschaft nennen, und so zur dauernden Flamme wird, die ein Leben hindurch leuchten und wärmen kann! Ich wähte, dein Freund zu sein und war schon der Liebende. Aber ist das nicht die größte Liebe, die unbewußt, fast wider unsern Willen in uns aufwächst? Anna, auch du wähtest, du brauchtest die Liebe nicht – ist der Strahl auf immer erloschen, den ich ein Mal in deinen Augen aufleuchten sah?»

Noch immer stand sie vor ihm, das Haupt gebeugt, die Augen gesenkt, die Hände wie in innerer Bewegung fest gehalten.

»Bedarfst du der Liebe wirklich nicht?« fragte er noch ein Mal, und tief traurig klang seine Stimme.

Da hob sie den Blick – er war wohl Antwort genug auf seine Frage; denn im selben Augenblick hatten seine Arme sie umfangen und dies Mal wich sie nicht zurück.

»So lange habe ich werben müssen?« flüsterte er endlich zärtlich, die üppigen Flechten streichelnd. »So lange, bis der Bergquell sich wirklich einfangen ließ? Vergibst du mir jetzt, wenn ich dir sage, daß es gerade deine Geistesgaben waren, die mich fesselten?«

»O mein Gott,« sagte Anna, »und gestern noch haderte ich darob. Aber, Alfred, wird dich meine Herbheit nicht oft zurückschrecken? – Dein gepriesener Quell birgt wirklich manchen rauhen Stein.«

»Er ist so klar, daß man die Steine früher erkennt, als seinen innern Werth. Aber fürchtest du dich nicht vor dem Egoisten, der nur an sein eigenes Glück dachte? Doch das Ich geht jetzt ja

auf in Du. Eins nur ist mir klar: wärest du dieser geistigen Anlagen dir bewußt gewesen, dann wäre ihre Schönheit geschwunden, dann wäre jenes Zerrbild daraus geworden, das so abstoßend wirkt bei der Frau. Doch jetzt bist du wohl ausgesöhnt damit?»

»Weil ich dir gerade so gefalle, wie ich bin,« sagte sie einfach.

Er hob das Antlitz, das sich immer wieder zu verbergen suchte, zärtlich empor.

Verklärend lag das Glück darüber ausgebreitet, in rührender Weichheit und in strahlender Gluth zugleich. Sah er in diesen Zügen mehr Reiz, als er jemals gehant, daß sein Blick jetzt so feurig darauf ruhte? Ihr Mund flüsterte etwas von »unglaublich und unmöglich«; aber der seine verschloß ihn in einer Art, die längst nicht mehr originell, aber sehr ursprünglich ist.

Doch die Zeit verrinnt unvermerkt im Glück wie im Schmerz!

Der alte Mühler hatte sich für sehr zeitig angesagt; aber an dem Morgen schien alle Welt sich verschworen zu haben, ihn aufzuhalten. Ver zweifelnd war er durch seinen grauen Haarbusch gefahren, als die Uhren der Stadt gar schon Mittag riefen. In bissigster Laune hatte er seine letzten Clienten abgefertigt, und mit den hastigsten Schritten war er durch die Straßen geeilt.

Allem Anschein nach kam er jedoch noch zu früh – so erschranken die Zwei, als seine schweren Schritte plötzlich im Vorsaale erschallten und sie seine Frage nach Fräulein von Kilmenau hörten.

Gut, daß der Paletot des alten Herrn stets nur mit einiger Schwierigkeit sich von seinem breiten Rücken entfernen ließ, so daß die Beiden Zeit hatten, zu den vernachlässigten Papieren zurückzukehren. Als er endlich eintrat, beugte sich Anna wenigstens so tief darüber, als habe sie kaum Zeit zu einem Gruß.

Aber mitten in seiner Entschuldigung wegen seiner Verspätung blieb der alte Herr stecken, als er Graf Rotteck vor

sich sah. »Was Tausend! also doch richtig gekommen?« rief er erstaunt.

»Und das Papier mitgebracht? Haben mir unnütze Arbeit genug gemacht! ... Warum antworteten Sie nicht? – oder muß man Nachsicht haben? Habe so ein Glöcklein läuten hören, he!«

»Das Unglücks-Papier habe ich zwar immer noch nicht, alter Freund,« lachte Rotteck; »aber eine andere Nachricht ja, die habe ich, die Sie auch freuen wird.«

»Das Papier noch nicht da? Ei da wollt ich denn doch ... Aber das andere ist also wahr – dann darf man freilich nicht mit Ihnen rechten. Ja, sieh' mal! das alte Fräulein hat mir gestern schon so etwas davon zugeflüstert, als sie mir auf der Promenade begegnete. Hab's wahrlich nicht glauben wollen. Aber heute Morgen machte hier das gnädige Fräulein mir auch so eine Andeutung – da kann man also wirklich endlich gratuliren, Herr Graf!« Er streckte ihm die Hand entgegen.

»Was für eine Andeutung – was ist Ihnen gestern schon gesagt worden?« unterbrach ihn Rotteck erstaunt, die darge-reichte Hand kaum beachtend.

»Na, die Nachricht von Ihrer Verlobung mit Comtesse Reusch,« platzte der Alte heraus. »Meinen Sie, so etwas bliebe Fräulein Ellinor verborgen? Doch nicht wieder falsch?« setzte er hinzu, als er den befremdeten Ausdruck in Alfred's Zügen bemerkte.

»Ja, Fräulein Ellinor war gestern auch bei Mama und theilte uns die Nachricht mit,« sagte Anna, noch immer mit abgewandtem Gesicht in die Papiere vertieft.

»Gewiß,« bestätigte der Rechtsanwalt; »sie surrte in der ganzen Stadt damit herum wie 'ne große Brummfliege. Sie war gerade bei Ihrer Frau Mutter gewesen, als Ihr Brief dort ankam – und die sieht durch zehn Couverts.«

»Und galten dieser Nachricht die feuchten Augen, die ich

fand? war um dieses Mißverständnisses willen der Kampf so heiß?« frug Alfred leise, sich zu Anna niederbeugend.

Anna sah lächelnd zu ihm auf.

»Nun verstehe ich alles,« sagte Alfred und faßte ihre Hand.

»Fräulein Ellinor's Nachricht war aber dennoch falsch,« wandte er sich wieder zu dem Rechtsanwalt, der ganz verwirrt drein sah, »und es freut mich doch, daß etwas ihren scharfen Augen verborgen blieb; da Sie aber ein Mal gratuliren wollen, alter Freund, so gratuliren Sie nur munter weiter, aber Zweien statt Einem!« Alfred schlang den Arm um Anna und zog sie an sich heran.

Mühler öffnete seine kleinen Augen so weit als möglich vor Staunen. »Ih! so ein alter, kurzsichtiger Esel, wie ich bin! Das nicht einmal gemerkt zu haben!« brach er endlich los. »Hätte es mir denken können, daß etwas dabei sein müßte, wenn ein Herr wie Sie so constant bei den Acten bleibt. ... Herr Graf, da gratulire ich Ihnen von ganzem Herzen, – das ist der erste gescheidte Streich, den Sie machen.«

Jetzt streckte er dem jungen Paar beide Hände entgegen.

»Den *wir* machen, denken Sie doch hoffentlich,« entgegnete Rotteck lachend, diesmal die dargebotene Hand kräftig schüttelnd.

»Nein, den Sie machen,« betonte der Alte hartnäckig in seiner rauhen Weise. »Ob es von der jungen Dame da recht gescheidt ist, das weiß ich wahrhaftig noch nicht. Hatte Besseres von ihr erwartet. Verlieben und Verloben können sich alle Andern auch. Zu Dutzenden laufen die jungen Damen in der Welt herum, für die es ein wahrer Segen wäre. Aber bei ihr ist's Jammer und Schade, – die wüßte das Leben allein anzupacken; die könnte allein fertig werden, sage ich Ihnen, – ganz allein.«

»Mit dem Herzen aber nicht,« meinte Anna lächelnd und sich zärtlich an Alfred schmiegend. »Und daß es auch mit dem

Kopfe nicht gut ging, haben sie Beide mir oft genug bewiesen in dieser Zeit.«

»Na, mir alten Gesellen allein würden Sie den Beweis nicht geglaubt haben. Aber wenn's denn 'mal so ist – mir ist's recht. Nun werden wir den Herrn Grafen wenigstens hier fest halten; nun wird er so seßhaft werden, wie er immer plaidirte, daß sein Stand es sein müsse, ohne es selbst zu befolgen.«

»Haben Sie in dieser jungen Dame das Hausmütterchen so vorwiegend gefunden, daß Sie diesen kühnen Schluß ziehen?« gab Alfred neckend ihm zurück. »Anna, er hat dich gerade nicht originell gefunden.«

»So, meinen Sie das? Keine gute Logik in dem Schlusse. Dem richtigen Hausmütterchen wären Sie in den ersten drei Tagen entlaufen. Aber jetzt haben Sie das Neue nicht mehr in der Ferne zu suchen; das steckt in Ihrer Frau, ohne daß sie selbst es weiß. Sie macht Ihnen das Leben frischer und reicher, als alle Abwechslung der Welt es könnte. Ich habe sie kennen gelernt in dieser Zeit.«

»Du hörst, was man von dir glaubt,« sagte Alfred, stolz auf sie niederblickend; »ich dachte also kaum hoch genug von dir. Mich, als beste Partie des Landes, will er gar nicht zur Geltung kommen lassen. Ich sehe, ich muß mich an Fräulein Ellinor halten.«

»Die, ha die! Gestern schon war die mit Verlobung, Hochzeit u. s. w. fertig! Wird für sie und einige Andere eine nette Ueberraschung sein!« brummte der Alte, vergnügt sich die Hände reibend.

»Die arme Hedwig,« sagte Anna. »Nun wird sie vielleicht traurig sein.«

»Tröste dich, Schatz,« lachte Rotteck. »Mehr konnte sie von ihrem ersten Winter unmöglich erwarten: der besten Partie – ja, Mühler, das lasse ich mir nicht nehmen! – einen Korb

gegeben! Denn anders wird kein Mensch meine schleunige Abreise von Schlandern deuten. Zum Troste wird die Familie selbst es glauben, und wir wollen sie glauben lassen. Außerdem sieht Hedwig einen Prinzen zu ihren Füßen; und da der arme Kerl wirklich rasend in sie verliebt war und nur meinerwegen sich zurückzog, ist nicht zu sagen, was noch kommen kann. Fräulein Ellinor aber möchte ich doch eine Strafe zukommen lassen für all' den Kummer, den sie dir angethan hat mit ihrem Geschwätz. Der Brief an meine Mutter enthielt nur die Nachricht, daß ich heute kommen würde, ihr alles mündlich mitzuthemen, und daß ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen solle. Ich war ihr den Trost schuldig für die lange Spannung, in der ich sie gehalten. Alles Uebrige war Zusatz aus Fräulein Ellinor's Phantasie.«

»Aber deine Mutter, wird sie nicht allzu sehr enttäuscht sein?« fragte Anna schüchtern.

»Sie wünschte nur mein Glück,« versicherte Alfred. »Wer es meinem Herzen bringt, ist ihr tausendfach willkommen.«

»Aber laß Fräulein Ellinor in Ruhe,« bat Anna. »Auch der Schmerz hatte sein Gutes.«

»Schicken Sie dem Fräulein Ihre Verlobungsanzeige zu allerletzt; lassen Sie alle Andern es eher wissen und es ihr erzählen – das ist ihr die härteste Strafe,« scherzte Mühler. »Ihr ganzes Renommée – nicht allein alles vorher zu wissen, sondern auch es vorherzusehen – ist dann nach ihrem gestrigen Triumphe auf ein Mal gescheitert! ... Ich glaub', sie verwindet's ihr Lebtage nicht,« setzte er ganz vergnügt hinzu. »Aber hören Sie, ein halb Stündchen hätte ich noch Zeit,« unterbrach er sich plötzlich; »da könnten wir eben unsere Angelegenheit erledigen.« Er rückte sich die Brille zurecht.

»Jetzt?« rief Anna ganz erschrocken. »Und Mama weiß noch nicht einmal davon. Und Richard, was wird er sagen?«

»Oh, werden keine Einwendung machen,« brummte der Alte ungenirt. »Zwanzig Minuten früher oder später ist auch eins. Hören Sie ein Mal unsere Gegenbeweise hier an. Ihr Gegner wird gehörig abgefertigt. Alles steht ganz trefflich.« Mit unendlichem Wohlbehagen breitete er die Acten aus.

Alfred sah den Ausdruck komischer Verzweiflung in Anna's Augen. »Nein, alter Kunde,« sagte er heiter; »so geht's denn doch nicht. Glauben Sie wirklich, wir hätten jetzt Aug' und Ohr für Ihre Juristerei?«

»Ja, die kann's,« sagte der Alte, wohlgefällig Anna zunicke; »die kann's, die hat den Kopf immer oben.«

»Nein, die kann's auch nicht,« widersprach Anna lächelnd. »Die kann's wirklich nicht. Aber glauben Sie nicht,« fuhr sie mit vollem Ernste fort, die Hand auf den Actenstoß legend, »glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig dagegen geworden, daß die Sache mir weniger am Herzen liege. Gott weiß, wie dankbar ich dafür bin, daß auch dies sich zum Guten gewandt. Nie werde ich vergessen, daß wir Ihrem Geschick und Scharfblick die günstige Lösung verdanken, – ja, daß durch Sie sogar wir zuerst uns fanden,« schloß sie lächelnd. »Aber das neue Glück spricht zu laut, als daß ich vernünftig denken könnte,« fuhr sie nach einer Pause fort. »Ich glaube, heute wäre ich die schlechteste Clientin, die Sie jemals gehabt; und ich möchte doch nicht in Ihren Augen so sinken.«

»Also regulair verliebt, accurat wie alle Andern!« sprach er gravitatisch, den rauhen Bart mit einer gewissen Ehrfurcht auf die dargereichte Hand pressend.

»Ja, in allem, was des Weibes Schönstes, des Weibes Herz ausmacht,« sagte Alfred, zärtlich seine Braut in die Arme schließend.

»fremd unter seines Gleichen,
fremd auf dem eigenen Gebiet,
unverständlich für so Viele«: Ringen um die
weibliche Identität in Ferdinande von Brackels Prosa

Nachwort

Die Werke der westfälischen Schriftstellerin Ferdinande von Brackel (1835–1905) werden von einem Zeitgenossen »zu den besten Leistungen des weiblichen Schrifttums überhaupt« gezählt. Zugleich nennt er sie »die talentvollste und bedeutendste der katholischen Schriftstellerinnen«,¹ ein Urteil, dem sich Renate Heydebrand 1983 anschließt: Als »katholische volkstümliche Schriftstellerin« und »Autorin vieler renommierter Romane« habe Ferdinande von Brackel »nach dem Tode der Gräfin Hahn-Hahn deren Stelle auf dem obersten Platz der weiblichen Rangliste katholischer Erzähler«² eingenommen.

Wer aber war die hier so Gerühmte, heute fast Unbekannte? Ferdinande Maria Theresia Freiin von Brackel wurde am 24.11.1835 auf Schloss Welda geboren, als eines von sieben Kindern des Freiherrn Franz Ferdinand von Brackel (1790–1873) und seiner Frau Charlotte (gest. 1884). Weil Ferdinande ein kränkliches Kind war, wurde sie vom Pfarrer des Dorfes Welda privat unterrichtet; bereits in ihrer Jugend hatte sie Kontakt zu literarischen Zirkeln: Durch nachbarschaftliche Kontakte der Familie zu Schloss Escheberg lernte sie bei Karl-

- 1 Adolf Hinrichsen: Das literarische Deutschland, Leipzig, Berlin, 2. Aufl. 1891, S. 167.
- 2 Renate von Heydebrand: Literatur in der Provinz Westfalen 1815–1945. Ein literarhistorischer Modellentwurf. Münster 1983, S. 77.

Otto von der Malsburg (1790–1855) die Dichter Emanuel Geibel (1815–1884) und Friedrich von Bodenstedt (1819–1892) kennen. Ferdinande von Brackel fing dadurch früh Feuer für die Literatur, schrieb schon als Jugendliche einen ersten Roman, war zugleich aber auch lebenslang mit typisch weiblichen Pflichten familiärer Fürsorge beschäftigt: Sie pflegte einen kranken Bruder bis zu dessen Tod und unterstützte nach dem Tod der Eltern einen anderen, verwitweten Bruder als Erzieherin seiner Kinder: Der Paderborner Landrat Hugo von Brackel (1834–1907) wurde 1875 nach Plön versetzt, wohin Ferdinande ihm folgte. Als er 1889 nach Kassel ging und dort als Geheimer Regierungsrat tätig war, wohnte die Schwester sieben Jahre bei seiner Familie – bis »Differenzen mit ihrem Bruder ein weiteres Zusammenleben unmöglich machten«. ³ Ferdinande von Brackel selbst blieb unverheiratet. Von 1896 an lebte sie wieder auf ihrem Geburtsschloss, kehrte dann aber doch wieder zu Hugos Familie zurück, die zunächst auf Nordborchen bei Paderborn und ab 1902 in Paderborn lebte. Dort starb die Schriftstellerin am 4.1.1905.

Ferdinande von Brackel verfasste zunächst Gedichte, dann aber vor allem Prosa, Novellen und Romane. Sophie Pataky, die 1898 im Berliner Verlag ihres Mannes ihr zweibändiges *Lexikon deutscher Frauen der Feder* herausgab, schreibt: »Erst in den Kriegsjahren 1864, 1866 und 1870 trat sie mit einigen Zeitgedichten in die Öffentlichkeit und gab die erste Sammlung ihrer Gedichte 1873 heraus, welche jetzt in der 4. Auflage erschienen, wandte sich aber dann auf den Rat eines tüchti-

3 Astrid Otto: *Schreibende Frauen des 19. Jahrhunderts in Kassel und Nordhessen. Lebensläufe und Biographien (1756–1943)*. Kassel 1990, S. 31.

gen Kritikers der Prosadichtung zu.«⁴ Heinrich Keiter wiederum bemerkt in seinen Studien zu *Zeitgenössischen katholischen Dichtern Deutschlands*, Brackel sei durch »ihre ausgezeichneten Romane und Novellen [...] so rasch berühmt geworden, daß man über dem günstigen Eindruck dieser prosaischen Dichtungen ihre schon früher erschienenen ›Gedichte‹ vergaß«.⁵

Bekanntheit erlangte Brackel vor allem mit ihrem berühmtesten Roman, *Die Tochter des Kunstreiters* (1875). Er wurde bis in die 1930er-Jahre vielfach aufgelegt⁶ und schon bald in fünf Sprachen (Englisch, Französisch, Polnisch, Holländisch, Spanisch) übersetzt.⁷ Andere Romantitel lauten *Daniella* (1879), *Am Heidstock* (1881) und *Im Streit der Zeit* (1897). Brackels Novellen und Erzählungen heißen unter anderem *Heinrich Findelkind* (1875), *Nicht wie alle Andern, Aus fernen Landen* (1877), *Prinzeß Ada* (1883), *Der Spinnlehrer von Carrara. Eine Künstlernovelle* (1887), *Vom alten Stamm* (1889), *Frühlingsrausch und Herbststürme*, *Nur eine kleine Erzählung* (1898), *Eine Nähmamsell* (1900) und *Chic!* (1901). Sogar im Nachlass fanden sich noch ein Roman (*Die Enterbten*, 1906) und Novellen (*Der Lenz und ich und du. Herzensinstinkte*, 1910).

Im Todesjahr 1905 erschien Ferdinande von Brackels Autobiographie *Mein Leben*.⁸ Ihre Werke wurden viel und gern

4 Sophie Pataky: Brackel, Ferdinande, Freiin v., in: Dies. (Hg.): Lexikon deutscher Frauen der Feder. Berlin 1898, Bd. 1, S. 92f., hier S. 92.

5 Heinrich Keiter: *Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands*. Studien. Paderborn 1884, S. 8.

6 Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp sprechen 1992 gar von insgesamt über 90 Auflagen, vgl. dies.: *Dichter, Stätten, Literatouren*. Münster 1992 (= Kulturlandschaft Westfalen 1), S. 148.

7 Vgl. Pataky: Brackel, Ferdinande, S. 92.

8 Vgl. dazu u.a. Gudrun Wedel: *Autobiographien von Frauen*. Ein Lexikon. Köln, Weimar 2010, S. 116f.

gelesen; Pataky verzeichnet 1898 ein paar interessante Auflagenzahlen: Zu dieser Zeit lagen zum Beispiel die *Gedichte* in vierter Auflage, *Am Heidstock* in sechster, *Daniella* in fünfter und *Die Tochter des Kunstreiters* in zwölfter Auflage vor.

Frauenromane

Ferdinande von Brackel gehört zu der wachsenden Zahl von Schriftstellerinnen, die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Gedichte, Novellen und Romane verfassten. Vor allem die Gattung Roman, und hier insbesondere der so bezeichnete ›Frauenroman‹, fungierte als Experimentierfläche für weibliche Lebensentwürfe in verschiedenen ständischen, gesellschaftlichen und geschlechtlichen Konstellationen und erprobte alte oder neu zu brechende Bahnen. Die traditionellen Geschlechtermodelle waren in einer Zeit sich wandelnder Arbeits- und Familienstrukturen im Umbruch. Literarisch wurden sie in Reaktion auf diese Entwicklungen progressiv oder auch gerade wiederum verstärkt traditionell entworfen – in Aushandlungsprozessen, die von der zeitgleich sich entwickelnden ersten deutschen Frauenbewegung befeuert wurden. Zahlreiche Schriftstellerinnen engagierten sich in der bürgerlichen, zuweilen auch der proletarischen Frauenbewegung, waren aktiv in Frauenverbänden und kämpften für Bildung, Arbeitsrecht und -schutz und später für die politische Mitbestimmung von Frauen.

Nichtsdestoweniger zeugen viele der literarisch entworfenen Geschlechtermodelle von der Moderatheit und den Schwankungen, mit denen sich der historische Emanzipationsprozess vollzog. Sie scheinen eher die kleinen Schritte der Veränderung zu reflektieren als große Umbrüche oder gar Revolutionen. In der Mehrzahl der Romane, die um Selbstfindungs- und

Selbstdefinitionsprozesse von Frauen kreisen, stehen Werte wie Ehe und Mütterlichkeit weiterhin unangetastet an erster Stelle (Ausnahmen von der breiten Masse sind etwa Romane von Hedwig Dohm, Fanny Lewald oder später Gabriele Reuter und Elsa von Bonin). Die Frauenroman-Heldinnen, die sich beruflich selbst verwirklichen wollen, häufig als Künstlerinnen oder auch durch ein Medizinstudium, und die dann doch demütig-glücklich in die Reihe der rückenstärkenden Gattinnen, Hausfrauen und Mütter zurückkehren, sind Legion: In Caroline von Lepel-Remmers Roman *Cornelia* (1902) findet Heldin Cornelia nach öffentlichen Auftritten als Sängerin willig in die Arme des sie begehrenden Mannes Bernardo von Walden zurück. Er beansprucht sie vollkommen für sich und spricht das auch ganz klar aus: »Wird es Dir denn auch nicht schwer werden, Cornelia, Ruhm und Glanz zu verlassen? Ich bin ein egoistischer Mensch, der alles für sich haben will, Dich und Deine Kunst. Ich will Dich durchs Leben führen, verehrt und geliebt, als mein angebetetes Weib – mein Heiligtum. [...] Jetzt mußt Du mit mir vorlieb nehmen. Wird Dir das genug sein? Wirst Du Dich nicht nach der Oeffentlichkeit zurücksehen?«⁹ »O nein, nein, mein Bernardo. Es war ja nur meine Liebe zu Dir, die mir zu allem Kraft verlieh.«⁹ Eine andere, erfolgreich gefeierte Sängerin – diesmal in einem Drama, das die in der bürgerlichen Frauenbewegung engagierte Kasseler Schriftstellerin Mathilde Paar verfasste (*Helene*, 1882) –, hat einen ungeliebten Mann um der Kunst willen verlassen, um ihr am Ende dennoch, einem anderen Mann zuliebe, zu entsagen: »Bestimme Du, wo wir leben sollen. Ich habe keinen Willen mehr, als den Deinigen!«¹⁰

9 Caroline von Lepel-Remmer: *Cornelia*. Berlin 1902, S. 271.

10 Mathilde Paar: *Helene*. Schauspiel in vier Akten. Berlin 1882, S. 67.

Immer wieder findet man in der breit und viel rezipierten »Frauenliteratur« des ausgehenden 19. Jahrhunderts solche Kehrtwenden, die aus heutiger Warte zuweilen ernüchternd wirken. Dennoch lohnt es vielfach, Romane und Novellen dieser Zeit auf die besagten kleinen Schritte der Veränderung hin genau zu lesen. Auf diese Weise werden die Stärke der Protagonistinnen und ihr Ringen um einen individuellen, selbstbestimmten Lebensweg wahrnehmbar, allen konservativen Wendungen zum Trotz. Nicht selten bleibt die eindringliche Darstellung eines mutigen Aufbruchs aus konventionellen Mustern – das Unerwartete – stärker im Gedächtnis der Lesenden haften als das umso erwartbarere, konventionelle Ende des einen oder anderen Romans.

»echter konservativer und religiöser Sinn«: die politisch-literarische Position der katholischen Aristokratin

Wo lässt sich nun Ferdinande von Brackels prosaisches Schaffen hier hinsichtlich der entworfenen Geschlechtermodelle und Weiblichkeitskonzepte einordnen? Wie lesen sich die Novellen und Romane einer katholisch-kirchenfesten, ihrem Stande treuen Aristokratin und politisch Konservativen, die der Zentrumspartei ausdrücklich nahe stand? Emanzipatorische Umstürze sind kaum zu erwarten und auch tatsächlich nicht vorhanden. Dennoch lohnt die Wiederentdeckung dieser Autorin in mehrerlei Hinsicht.

Zuallererst – kann sie einfach sehr gut schreiben. Das ist nicht selbstverständlich bei der Masse der zur Feder greifenden Frauen und auch Männer des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Im Rahmen eines Forschungsprojektes habe ich mich vor einiger Zeit durch hunderte vergessene Novellen und Romane dieser Zeit hindurchgelesen: Zu den Lichtblicken, den Höhe-

punkten hinsichtlich der Kunst des Schreibens, der differenzierten Sprachgewandtheit, der lebendigen Dialogführung und der vielschichtigen Figurengestaltung, alles im Rahmen einer auktorialen, realistischen Erzählweise, gehörte ganz entschieden Ferdinande von Brackel. Schon das einführende Setting der hier abgedruckten Novelle – die vermeintlich trauliche Situation zweier Gesellschaftsdamen beim Tee, die divergierende Gesprächsziele haben – ist eine mit Geschick und feiner Ironie gezeichnete, äußerst vergnüglich zu lesende Situation, die bereits alle Fäden aufnimmt, die im Laufe der Novelle ausgesponnen werden, von klatschsüchtiger Geselligkeit bis hin zu mütterlichen Ehestrategien.

Brackel hebt sich darüber hinaus auch in inhaltlicher Hinsicht von der breiten Masse ab, und zwar hinsichtlich der religiösen Tendenz ihrer Texte: »Anstelle von Liebesglück nach Irren und Wirren steht am Ende oft die religiös konnotierte weibliche Entsagung. Schon in der *Tochter des Kunstreiters* heiratet Graf Kurt nicht die sozial unter ihm stehende, heißgeliebte Nora, sondern die heiter-harmlose Cousine Lilly, während Nora als Nonne ein entsagungsvolles Glück findet. In der Novelle *Prinzeß Ada* (1883) kommt Baron Herbert nicht mit seiner früh sterbenden großen Liebe Ada zusammen, sondern mit der ihm ergebenen, netten Lori.«¹¹

In der Tat lässt es sich kein Literaturhistoriker nehmen, Ferdinande von Brackels tiefe Religiosität zu betonen; nicht nur Zeitgenosse Heinrich Keiter sieht »ihren Halt in einer echt christlichen Weltanschauung«.¹² Interessanter noch und

11 Verf.: Ferdinande von Brackel, in: Dies. (Hg.): Kleines Kasseler Literatur-Lexikon. Autorinnen und Autoren. Hannover 2018, S. 90.

12 Heinrich Keiter: *Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands*. Studien. Paderborn 1884, S. 11.

differenzierter ist die Kontextuierung von Brackels Katholizismus in dem jüngst erschienenen Band *Die Frauen und der politische Katholizismus. Akteurinnen, Themen, Strategien* (2018), der weibliche Agency im politischen Katholizismus des Kaiserreiches und der Weimarer Republik, speziell in Bezug auf die Zentrumspartei, erforscht. Die Herausgeber machen für das bislang kaum untersuchte politische Handeln katholisch-adeliger Frauen »eine ausgeprägte Glaubenstreue, die Relativität polarer Geschlechtersphären sowie das ob der Zurückdrängung des Kirchenstaates und des aufziehenden Kulturkampfes beschworene Ideal des ›miles christianus‹«¹³ als Prämissen aus. Nach der weitgehenden Zerschlagung des Kirchenstaates sei eine starke aristokratische Solidaritätsbewegung entstanden, in deren Kontext Adlige sich kirchlich und politisch, etwa beim Aufbau der Zentrumspartei, vielfach engagiert hätten.¹⁴

Hier sind zweifellos auch Ferdinande von Brackel und ihre Familie zu verorten. Einer ihrer sechs Brüder, Otto Engelbert Freiherr von Brackel (1830–1903), nach ihrer Charakterisierung »ein phantastischer, unruhiger Kopf von mannigfaltiger Begabung«,¹⁵ war ein solcher ›miles christianus‹ im wörtlichen Sinn: Das *Adels-Lexicon* von 1860 verzeichnet den jungen Freiherrn als »Hauptmann und Compagniecommandant

13 Markus Raasch, Andreas Linsenmann: Einleitung, in: Dies. (Hg.): *Die Frauen und der politische Katholizismus. Akteurinnen, Themen, Strategien*. Paderborn 2018, S. 1-22, hier S. 15.

14 Vgl. Markus Raasch: Zur »Characterlosigkeit der Masse der Männer«. Adelige Frauen und die Anfänge der Zentrumspartei, in: Ders., Andreas Linsenmann (Hg.): *Die Frauen und der politische Katholizismus. Akteurinnen, Themen, Strategien*. Paderborn 2018, S. 59-82, hier S. 68.

15 Ferdinande von Brackel: *Mein Leben*. Köln 1905, S. 22.

im 1. Fremdenregiment S. H. des Papstes«. ¹⁶ Engelbert von Brackel war 1854 in die päpstliche Fremdingarde eingetreten und hatte sich 1859 an der Niederschlagung des Bürgeraufstandes in Perugia gegen die Herrschaft des Kirchenstaates beteiligt. 1861 ging er, nach Auflösung der päpstlichen Armee, nach Frankreich, schließlich 1863 nach Mexiko, wo Frankreich monarchistische Bestrebungen im Bürgerkrieg unterstützte. ¹⁷

Was das politische Engagement für die Zentrumsparterie angeht, so benennt Markus Raasch in dem zitierten Sammelband mehrfach Ida Hahn-Hahn und Brackel als bekannte Schriftstellerinnen, die ihre Familien oder sogar Bischöfe finanziell mit ihren Honoraren unterstützt, vor allem aber »breitenwirksame Propaganda« durch ihr literarisches Wirken betrieben hätten. ¹⁸ Brackel widmete dem Zentrumsführer Burghard von Schorlemer ihren Roman *Im Streit der Zeit*; und auch ihrer hier neu edierten Novelle *Nicht wie alle Andern* »ließ sie gerne attestieren, die Anschauungen des Zentrumsführers« ¹⁹ zu spiegeln.

Angespielt wird hier zweifellos auf das engagierte Plädoyer des männlichen Helden der Novelle, Graf Alfred von Rotteck, für Grundbesitz und Sesshaftigkeit als die wichtigsten Eckpfeiler der Aristokratie sowie für »echten konservativen und religiösen Sinn«. Leidenschaftlich fordert er die Erhaltung der »festen Stände im Staat«, die ihre naturgemäßen, nicht zu vermischenden Bestimmungen und Funktionen hätten: »Bauer und Adel – die Stände des Erhaltens, Bürger und Arbeiter –

16 Ernst Heinrich Kneschke: Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexicon. Leipzig 1860, Bd. 2, S. 3.

17 Vgl. dazu Verf.: Engelbert von Brackel, in: Dies. (Hg.): Kleines Kasseler Literatur-Lexikon. Autorinnen und Autoren. Hannover 2018, S. 88.

18 Raasch: Zur »Characterlosigkeit der Masse der Männer«, S. 69, 78.

19 Ebd., S. 78, mit Bezug auf Brackels Autobiographie.

die Stände des Erwerbens, sollen sich gegenseitig die Waage halten, jeder Stand ausgestattet mit dem ihm eigenthümlichen Stolz, der ihm eigenen Leistungsfähigkeit, mit den Vor- und Nachtheilen, die ihm anhaften, wie jedem irdischen Ding.«²⁰ Seine Rede enthält übrigens auch einen Aufruf zu politischem Engagement: Gerade die jüngeren Geschwister der adligen Familie, die nicht das Erbgut erhalten und verwalten müssten, sollten nicht »nur müßige Verzehrter kleiner Renten« sein; ihnen stünden durch Erziehung, Namen, gesellschaftliche Stellung die Türen offen zu »jeder Thätigkeit im Staat«.

»gar nicht wie ein Mädchen«?
Geschlechtermodelle im Wandel

Religiös-politischer Konservatismus ist jedoch nicht die einzige Facette der hier neu zu entdeckenden ›Frauennovelle‹. Wiederum lohnt ein genauerer Blick auf die kleinen Schritte geschlechterpolitischer Veränderungen, auf die im Text verborgenen emanzipatorischen Auf- und Umbrüche. *Nicht wie alle Andern*: Der vielversprechende Titel löst sein Versprechen eines neuen, abweichenden weiblichen Rollenmodells durchaus ein.

Im Mittelpunkt der Novelle steht eine junge Frau, die sich durch charakterliche Festigkeit, Ernsthaftigkeit und äußere Unscheinbarkeit von den Ballschönheiten der Stadtgesellschaft unterscheidet. Schonungslos wirkt die erste Beschreibung

20 Salzer weist darauf hin, dass Ferdinande von Brackel generell »ihre aristokratischen Personen nie unter Stände heiraten« lasse, auch wenn Angehörige des bürgerlichen Standes in ihren Romanen vorkämen (Anselm Salzer: *Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart*. München 1912, Bd. 3, S. 1688).

Anna von Kilmenaus: »Dem flüchtigen Beobachter hinterließ sie meist keinen Eindruck. Nicht groß und nicht klein, nicht hübsch und nicht häßlich, wie sie war, stach nichts in ihren Zügen hervor, was man hätte bewundern oder verurtheilen können; bei dieser farblosen Brünnete wären selbst die Jahre schwer zu bestimmen gewesen.« Ein zweiter Blick könne immerhin eine wohl gebaute (Denker-)Stirn, einen tiefen warmen Blick und festen Mund wahrnehmen; wirklich schön sei aber nur ihr volles, dunkles Haar. Als »in ihrem Aeußern die wenigst glücklich ausgestattete von meinen Kindern« wird sie von ihrer seufzenden Mutter bezeichnet. Aus verarmtem Landadel stammend, ist Anna mit Mutter und Brüdern von ihrem abgelegenen Gut in die Stadt gekommen, um juristischen Beistand für ihren von Erbensprüchen bedrohten Familienstamm-sitz zu erlangen.

Vermittelnde Unterstützung findet sie bei Alfred von Rotteck, jenem gutaussehenden, liebenswürdigen und nicht uneitlen Weltmann, der »besten Partie des Landes«. Der junge Graf möchte sich nach längerer Abwesenheit in seiner Heimatstadt nach einer passenden Heiratskandidatin umschaun und wird schon bald von allen mit der glanzvollsten Erscheinung der High Society, Hedwig Reusch, zusammengebracht. Bereits die Figur der extravaganen Schönheit, die anders sein will als alle Anderen (sie »liebte das Ungewöhnliche, sie suchte danach«), stimmt das Leitthema der Novelle an: weibliches Anderssein. Wie »originell«, wie abweichend von der gesellschaftlich zwingenden Geschlechternorm darf eine Frau sein? Hedwig, die schon bei ihrem ersten Ballauftritt in Kleidungsstil und Habitus »vortheilhaft von den Andern« absticht, kokettiert mit »typisch männlichem« Verhalten; doch gerade dahinter verbergen sich unübersehbar »typisch weibliche« Verführungsstrategien. Hedwig inszeniert sich als originell – und ist es doch nicht:

»Mich ermüdete das nur; vielleicht weil das mir in der Welt alles schon piquanter begegnet war«, so Alfred von Rottecks nüchterne Erkenntnis am Schluss.

Eingenommen ist er hingegen zunehmend, wenn auch eher widerwillig, von der spröden, authentischen Anna von Kilmenau. Anna ist in der Tat »originell«, ungewöhnlich, anders – möchte dies jedoch, im Gegensatz zu Hedwig, keinesfalls sein. Es sei, so sagt sie selbst, für Frauen »die schlimmste Gabe«, »anders zu sein als Andere«. Selbstständiges Denken sei bei Männern geschätzt; Frauen hingegen hätten dann »nichts von dem biegsamen, schmiegsamen Sein, das unserer Natur eigen sein soll; dann wird man fremd unter seines Gleichen, fremd auf dem eigenen Gebiet, unverständlich für so Viele«. Mit dem »eigenen Gebiet« meint Anna weibliches Denken und Handeln. Sie will die als gottgewollt aufgefassten Grenzen ihrer Weiblichkeit nicht überschreiten, zu der geistige und körperliche Unterlegenheit gehören. Der Mann sei wie ein Baum, die Frau idealerweise wie eine Blume, erklärt sie – ein Vergleich, der an den Antifeministen Max Wolf erinnern mag. In seiner etwas später erschienenen Abhandlung *Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes* (1892) wettet er: »Es ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts, dieses Loslösen der Frau vom Mann, dieses Gefühl ihrer Selbständigkeit, dieses Bedürfnis, nicht bloss Blüte und Kranz, sondern selbstwirkender Faktor in der Arbeit unserer gewaltigen Zeit zu sein.«²¹

Nicht nur Anna von Kilmenau selbst, auch ihr männlicher Gegenpart, Alfred von Rotteck, hadert mit unkonventionellen Geschlechterrollenverwirrungen. Annas Stärke und Unabhän-

21 Max Wolf: *Die physische und sittliche Entartung des modernen Weibes*. Leipzig 1892, S. 68.

gigkeit irritieren ihn, weil sie »einen männlichen Eindruck« auf ihn machen – was wie folgt erklärt wird: »Nach den Gesetzen Gottes und der Natur über das Weib gestellt, liegt im Manne das Bedürfnis, zu stützen und zu leiten. Wenn er alles abgerundet und klar vorfindet, wenn er vermeint, seine Leitung überflüssig zu sehen, fühlt er sich mehr zurückgestoßen als angezogen. [...] in der Kraft liegt beim Weibe auch die Kraft des Unterordnens, und die Einsicht gibt die Erkenntnis ihrer Stellung.« Alfred schreckt daher zunächst noch vor den wachsenden Gefühlen für »das kleine, unschöne Mädchen mit dem leidlich klugen Kopf und dem vielleicht unleidlich vernünftigen, selbständigen Wesen« zurück. Dass er sich schließlich doch mit dem Gedanken versöhnt, Anna zu lieben, die »gar nicht wie ein Mädchen ist« – eine Formel, die die in ihren Gefühlen Enttäuschte ganz besonders verletzt –, liegt vor allem daran, dass Anna hinsichtlich ihrer geistigen Anlagen zwar durchaus »anders« ist, aber eben nicht sein *will*, »weil diese sie aus der rechten Sphäre zu drängen schienen«, der Sphäre des Weiblichen. Nur dieses Weiblich-sein-wollen schützt sie davor, zum abstoßenden »Zerrbild« einer geistvollen, gar gelehrten Frau (in der Tradition der geächteten *femme savante* des 18. Jahrhunderts) zu werden – und damit die Mannesliebe nicht zu verdienen.

Ist das nicht ein reaktionäres Happy-End, das uns heute aufstöhnen lassen muss? Nicht ganz so voreilig: Anna ist und bleibt »nicht wie alle Andern« (übrigens eine Bezeichnung, die laut Keiter »genau auch auf die Dichterin« passte²²). Sie denkt selbstständig und freiheitlich, geht charakterstark und konsequent ihren eigenen Weg. Die Bekanntschaft mit dem später

22 Keiter: Zeitgenössische katholische Dichter Deutschlands, S. 3.

geliebten Mann fasst sie von Beginn an »als gleichberechtigte Freundschaft« auf und vertritt im Gespräch stets selbstbewusst ihre Meinung. Ihr äußeres Erscheinungsbild verändert sich im Laufe des Romans nicht. Dass sie dennoch am liebsten so sein will wie die anderen, also eben nicht ›anders‹, entpuppt sich als Konsequenz eines schmerzhaften, im familiären und gesellschaftlichen Bereich stattgehabten Lernprozesses seit der frühen Kindheit: Dem von der Norm abweichenden Mädchen wurde die Liebe des Vaters versagt; die ureigene Persönlichkeit wurde als nicht liebenswert erfahren. Es liegt nicht allzu fern, hier eine gesellschaftskritische Tendenz des Romans zu erkennen: Was ist das für eine Gesellschaft, die Anderssein mit Liebesentzug sanktioniert; deren Druck eine(n) daran hindert, »schlicht seine Bahn gehen zu können«, wie Anna es voller Qual ausdrückt? Dass die junge Frau sich nicht verbiegt, wird immerhin mit einem Happy End belohnt – auch wenn Alfreds Haltung ambivalent bleibt. Zwar liebt er Anna gerade wegen ihres Intellekts, möchte aber, dass sie selbst diesen geringschätzt und so ihre Weiblichkeit bestätigt.

Wir erleben also in einer Novelle, die Charakterstudie und realistisches Gesellschaftsportrait zugleich ist, ein glückliches Ende mit subtilen Fragezeichen. Es reflektiert den geschlechterpolitischen Wandel des 19. Jahrhunderts als Phänomen der kleinen Schritte und der schleichenden Veränderungen.

Editorische Hinweise

Ferdinande von Brackels *Nicht wie alle Andern* erschien im Verbund mit der einer weiteren Erzählung erstmals im Jahr 1877 bei J. P. Bachem in Köln: *Nicht wie alle Andern. Aus fernen Landen. Zwei Novellen von Ferdinande Freiin von Brackel* (292 S.; *Nicht wie alle Andern* S. 1–172). Bibliothekarisch und antiquarisch sind nur noch weniger als 10 Exemplare der Erstausgabe nachweisbar; ungewöhnlicherweise wurden drei davon digitalisiert, darunter ein Erstdruck der Bayerischen Staatsbibliothek München (Sign. P.o.germ. 161 moc). Dieser wurde auch der vorliegenden Edition zugrunde gelegt.

Erfolgreicher und auflagenstärker war eine Neuauflage der Novelle in einem anderen, autorinnenübergreifenden Verbund: *Nicht wie alle Andern* wurde von Verleger Bachem mit Elise Polkos *Mitgeholfen! Ein Dombau Märchen* (o.J. [1882–1885]) »zusammengebunden« – als erster Teil von *Bachems Novellen-Sammlung*. Insgesamt sind noch etwa 20 Exemplare nachweisbar, zum Teil mit beeindruckenden Auflagenzahlen: ca. 1910 erschien das 23.-25. Tsd., 1918 das 26.-28. Tsd.

Die ursprüngliche Orthographie wurde beibehalten, lediglich wenige offensichtliche Druckfehler wurden korrigiert.





